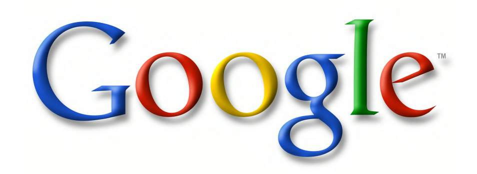
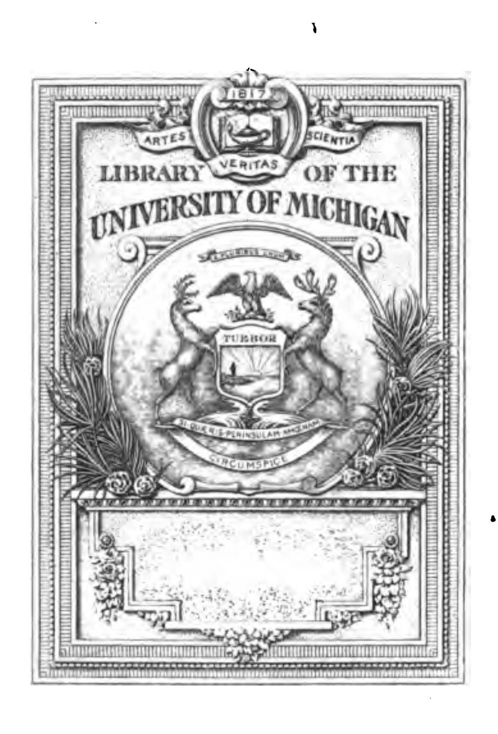



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

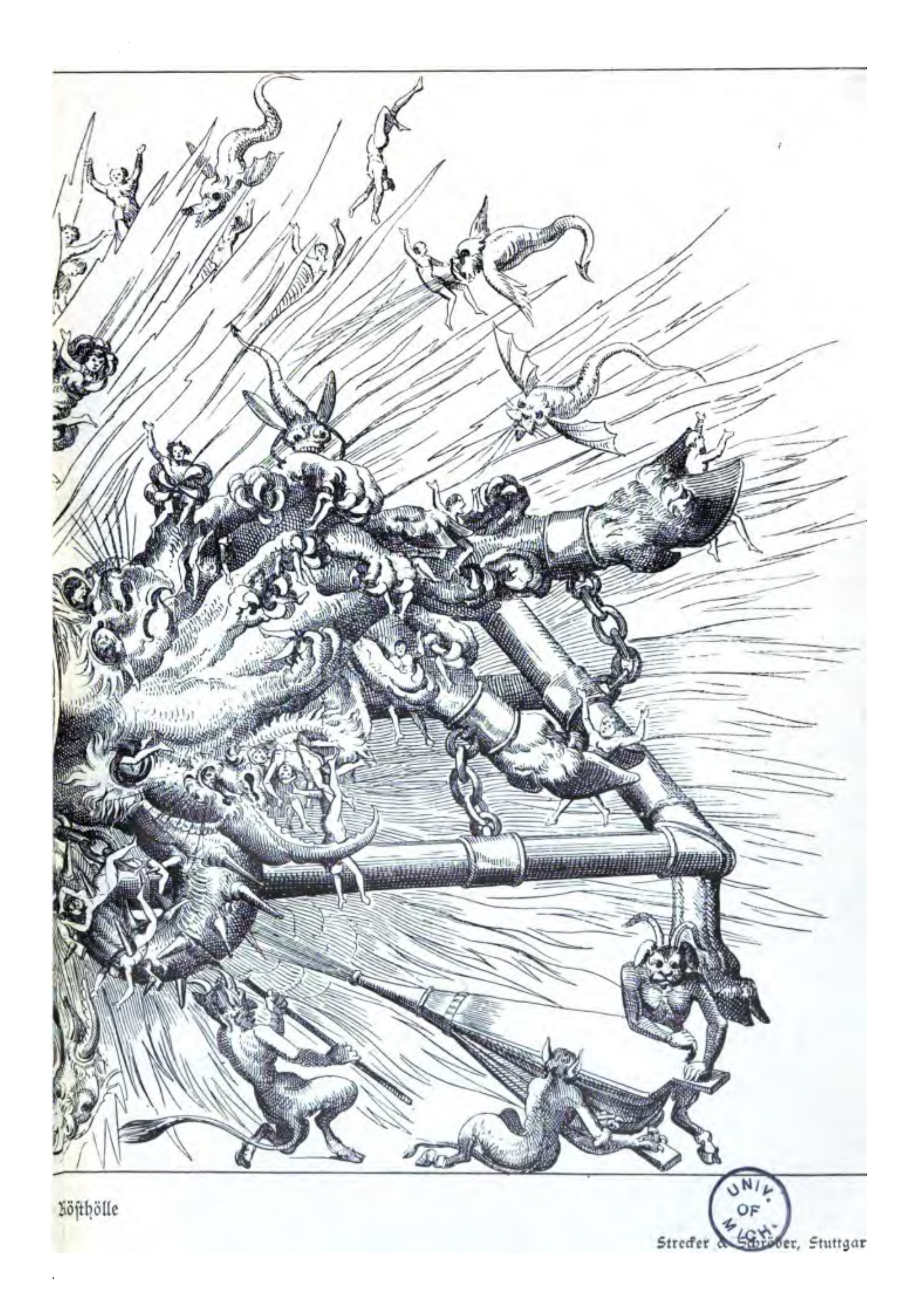
WILHELM FISCHER

ABERGLAUBE ALLER ZEITEN





Die



Röſthölle

Strecker & Schröder, Stuttgar

Wilhelm Fischer

„Aberglaube aller Zeiten“

Der verbrecherische Aberglaube und die Satansmessen im 17. Jahrhundert

Mit drei Tafeln

Stuttgart
Verlag von Strecker & Schröder

Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart

Inhalt.



Der verbrecherische Aberglaube und die Satansmessen im 17. Jahrhundert.

Motto: „Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!"
Schiller, Das Lied von der Glocke.

Einleitung.

Nichts ohn' Ursach'! Im gewissen Sinne gilt dieses Axiom auch für die große, furchtbare Zeit der Finsternis, welche in der Hexenperiode selbst die erleuchtetsten Geister im Banne hielt. Jedenfalls ist es Tatsache, daß die kühnsten Gegner des Hexenprozesses, wie einige der Autoren des „Theatrum diabolorum", wie der Arzt Wier und der Jesuit Spee nur gegen den unsinnigen Teufelsaberglauben und die Scheußlichkeit des Kriminalverfahrens im Hexenprozeß ankämpften, ohne das Hexenwesen selbst anzutasten. Kiesewetter, wohl der bedeutendste okkultistische Schriftsteller der Gegenwart, verteidigt jene Helden gegen den ihnen deshalb

gemachten Vorwurf, „sich nicht ganz über den Aberglauben ihrer Zeit erhoben zu haben“, damit, daß gesagt werden müsse, wie „in so mancherlei Hinsicht der Hexenglaube auf Tatsachen beruhe“. Der hervorragende französische Geschichtschreiber Michelet schildert Satan als den Tröster der „Mühseligen und Beladenen“, zu dem diese im Mittelalter sich hilfesuchend wandten. In erster Linie meint er jene Revolutionäre, welche sich in ihrem verzweifelten Kampf wider Unrecht und Bedrückung schließlich gegen Gott empörten, der in ihren Augen zum Mitschuldigen der Tyrannen wurde, da er sie gewähren ließ und ihre Verbrechen duldete: „Indem sie Religion mit Religion bekämpften, dekretierten sie den Kult des Verfluchten, und in ihren in der Tiefe geheimnisvoller Wälder abgehaltenen geheimen Versammlungen erwählten sie ihn zu ihrem unumschränkten Herrn und stellten den Riten des verabscheuten Christentums die ironischen und beschimpfenden Zeremonien des Hexensabbats und der Schwarzen Messe entgegen.“

So interessant diese Auffassungen auch sind, so wenig treffen sie den Kernpunkt des mörderischen Hexenwahns, wie ich schon früher

(„Aberglaube aller Zeiten", Band 1, 2, 3 u. 4) nachgewiesen zu haben glaube. Nur dort, wo der verbrecherische Aberglaube in Frage kommt, der sich meist zum ostentativen Satanismus zuspitzte, ist besonders Michelets geistvolle Erklärung auch tatsächlich in sich begründet und berechtigt. Der Gottesgedanke saß doch zu tief im Herzen des Volkes, als daß das tägliche Schauspiel der sittlichen Verluderung der Geistlichkeit oder die Tatsache, daß die Klage Thomas Münzers berechtigt war, die Großen und Herrn seien „die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räubereien", es zu einem jähen Abfall von Gott und zur Teufelsanbetung reizen konnte.

Wer unparteiisch die Geschichte des Sektenwesens erforscht, wird in nur vereinzelten Fällen auf ausgesprochen polemischen Satanskult stoßen, wie bei den Adamiten und den Kainiten u. a. m. Die Waldenser und die Albigenser wurden zu Unrecht, wie die Tempelherren auch, der Teufelsanbetung verdächtigt. Selbst die Manichäer und die Katharer waren, von Einzelfällen abgesehen, für die sie so wenig konnten, wie Luther für die Exzesse der „Königsberger Mucker", frei von jeder Schuld. Was Peter

Waldus, Johannes Hus usw. wollten, war die Reformation der christlichen Kirche. Wer die Unwürdigkeit des mittelalterlichen Klerus, der „trotz seiner Schwüre, arm, demütig, keusch und barmherzig zu sein, nur nach Zusammenscharren von Reichtümern, nach Ehren, frivolem Leben" usw. trachtete, ehrlich bekämpfen wollte, hatte dazu den Abfall von Gott und die Hilfe des Teufels nicht nötig. Selbst im Bauernkrieg finden wir keine Anhaltspunkte, welche die Verallgemeinerung der interessanten Auffassung Michelets gestatten. Der mörderische Haß der Bauern richtete sich meist gegen ihre Zwingherrn und das Mönchswesen, das ihn vollauf verdient hatte. Man lese nur die Geschichte der Fürstabtei Sankt Blasien und des reichen Klosters Lorsch, das halb Südwestdeutschland aufgesaugt hatte. Vereinzelt wird es wohl vorgekommen sein, daß Menschen von großem persönlichen Stolz und wildem Temperament sich, über die Ungerechtigkeit der sozialen Einrichtungen erbittert, dem Satanismus in die Arme warfen; sie dürften indes kaum zahlreicher gewesen sein, wie im Verhältnis zur Majorität die anarchistischen Propagandisten der Tat es heute sind. Ich würde sehr gerne

das Hexenwesen nicht als eine „Ausgeburt verbrannter Hirne von fanatischen Mönchen und wahnwitzigen alten Vetteln" darstellen, könnte ich mich vom Gegenteil überzeugen, denn dort, „wo der Hexenglaube auf Tatsachen zu beruhen scheint", sind es solche rein kriminalistischer Art, auf die wir in den kirchlichen Hexenprozessen nur ganz ausnahmsweise stoßen. In diesen wurden vorwiegend unschuldige Menschen abgeurteilt und schändlich hingerichtet, während der wirklich gemeingefährliche, verbrecherische Aberglaube, die alte heidnische Zauberei und der verbrecherische anarchistische Satanismus viel glimpflicher davonkamen.

Und in dieser Hinsicht widerstrebt es mir, zu verallgemeinern, denn würde es mir gelingen können, nachzuweisen, daß alle Hexenrichter auf Grund ihrer Kenntnisse der wirklichen Praktiken des anarchistischen Aberglaubens Millionen von Menschen deshalb verbrennen ließen, weil sie pflichtwidrig verallgemeinerten, dann bricht auch der einzige Milderungsgrund in sich zusammen, den man für jene Zeit ins Treffen führt: der eines religiösen Fanatismus, der als krankhaft seine Schuld mildert und uns annehmen läßt, daß er nicht wußte, was er tat.

Michelet kommt an einer anderen Stelle seines Buches „Die Hexe" der wahren Ursache, die den Hexenwahn zu hohen Jahren kommen ließ, sehr nahe, wenn er die Lage eines armen Leibeigenen schildert, dem Wunderglaube, ehrgeiziges Hoffen und vielleicht eine rasende Liebe zum schönen Burgfräulein das Hirn martern. In solchen Fällen wird auch heute noch wahr, was die altchaldäische Gottheit ihren heilkundigen Priestern lehrte, daß „die Krankheit der Stirn der Menschen entstiegen ist, dem Wohnsitz des Gebieters der Hölle enstiegen ist." Sehr schön schildert Michelet diese Raserei: „Eine ganz wahre, sehr tiefe Leidenschaft ist eine unglückliche Liebe, die ohne Hoffnung ist, welche oft die ewig grausame Natur in eine Seele pflanzt. Man denke sich den Schmerz der Bauerndirne, sich nicht in eine schöne Dame verwandeln zu können, um von dem Ritter geliebt zu werden; die unterdrückten Seufzer des Sklaven, wenn er auf seinem Wege wie einen nur zu lieblichen Blitz die schöne, die angebetete Herrin auf ihrem Zelter an sich vorüberreiten sieht. Dies ist, wie im orientalischen Lied, „die melancholische Idylle von der unmöglichen Liebe der Rose und der Nachtigall". Das stoische Temperament

findet sich mit dieser Unmöglichkeit ab, die der Sanguiniker hingegen zu überwinden trachtet. Was Gott ihm verweigert, sucht er schließlich bei dem Teufel, und da die Menschen betrogen sein wollen und es immer Individuen gab, welche das Geschäft des Betrügens betrieben und die Dummheit ihrer Mitmenschen ausnützten, so eilt er zur Zauberin, daß sie ihm helfe.

Der Liebestrank, dessen erhaben furchtbare Wirkung uns Tristans und Isoldens Glück und Ende so ergreifend schildert, war das erste Produkt eines verbrecherischen Aberglaubens aus Liebe. Haß und Herrschsucht erfanden das Gift; die Gifte der Zauberin Locusta sind ebenso epochal gewesen, wie es die Gifte der Mediceerin und der Borgia und ihrer Alchimisten, und zu des Sonnenkönigs Zeiten die Gifte der furchtbaren Zauberin und Prophetin Voisin waren; Giftmischen und Zaubern waren gewissermaßen identisch; stets war die Praxis der schwarzen Magie mit einer gründlichen Kenntnis der Giftlehre verbunden. „Wenn man diese verbrecherische Wissenschaft ins Auge faßt," sagt Laurent-Nagour in „Okkultismus und Liebe", Berlin, H. Barsdorf — „begreift man,

daß sich die Zauberer von ehemals so gefürchtet zu machen verstanden, indem sie Schrecken und Tod um sich verbreiteten. Die vergifteten Handschuhe, die Lampen mit mörderischen Flammen, die mit gefährlichsten Substanzen erfüllten Blätter der Bücher, die vergifteten Riechkissen, die verräterischen Ringe, die mit giftigen Säften vermischten Schminken und Pomaden vermehrten nach Bedarf die Wirksamkeit ihrer Beschwörungen, sobald es sich darum handelte, sich eines Feindes, eines Rivalen, eines gefährlichen Zeugen zu entledigen, oder einfach, sich einer Erbschaft zu bemächtigen, auf die länger zu warten man keine Lust verspürte." Der Aberglaube im guten wie im bösen Sinn entsprang zu allen Zeiten den Bedürfnissen, Launen und Neigungen derjenigen Menschen, die sich mit dem vom Theologismus ausgestellten „Wechsel auf die Zukunft" nicht begnügen wollten. Die Teufelsfurcht aber existierte meistens in den Köpfen der Gottesfürchtigen; wer sich mit dem Teufel verbündet, hat ihn nicht mehr zu fürchten.

Der Aberglaube an und für sich ist selbst im Sinne der mittelalterlichen Inquisitoren kein todwürdiges Verbrechen gewesen, die in mehr

als einer Beziehung durch ihren mörderischen Fanatismus, durch ihr Beispiel, ihr Wirken und Wüten mit dazu beitrugen, daß er, der doch das Suchen und Tasten der Menschen zwischen Gut und Böse und ihre Zweifel scharf hervorhebt, zum verbrecherischen und gesellschaftsfeindlichen werden konnte. Jede zielbewußte Handlung des Aberglaubens ist ein Verbrechen gegen die Kirche oder den Staat, die unbewußte dagegen dokumentiert den Zweifel des Menschen, der weiß, daß er nicht das Recht zur Kritik hat, und deshalb nur zweifelt, weil er nicht kritisieren darf.

Die Zunahme des Aberglaubens in unserer Zeit sollte unseren Kulturkämpfern zu denken geben, beweist sie doch, daß die Neigung zur Kritik, und Kritik ist schließlich jede Anzweiflung, in einer Weise vorhanden ist, die ich als verbrecherische bezeichnen muß. „Die Adepten der schwarzen Magie sind noch zahlreich. Auf dem Lande wimmelt es von ihnen, und man hört bisweilen von Dummköpfen, welche diese Praktiken zum Verbrechen getrieben haben... Als Lehre des Bösen und des Hasses entfesselt die schwarze Magie die schlechten Instinkte und entfacht den Sturm der Leidenschaften.“ Und dem war immer so.

Der Kannibalismus aus Aberglauben.

Die fürchterlichste Erscheinung menschlicher Verirrung und wohl auch eine der ältesten war der Kannibalismus aus Aberglauben, den wir sowohl bei den Völkern, die dem Fetischismus huldigten und ihren schauderhaften Götzen Menschenopfer darbrachten, als auch bei den Verbrechern des Mittelalters und der Neuzeit antreffen. Auch mit der Menschenfresserei der alten Juden war eine mystische Idee verknüpft, die wir aus den Molochopfern der alten Babylonier herleiten dürfen. Titus Livius erzählt von Hannibal, er habe seine Soldaten Menschenfleisch essen lassen, um sie tapferer zu machen. Bei dem blutigen, mystischen Bacchanal der Omophagien wurden im alten Griechenland, namentlich auf Chios, Menschen gliedweise zerstückelt und deren noch zuckendes Fleisch zu Ehren des Gottes roh verschlungen. Catilina nnd seine Mitverschwörer tranken Menschenblut mit Wein vermischt als Zeichen ihres Blutsbündnisses, ließen, wie Sallust betont, einen Knaben opfern, schwuren auf dessen Herz, Leber usw. und aßen davon. Bei den My-

sterien Mithras z. B. geschah dasselbe. Der gehetzte Verschwörer, dem wohl kein vollgültiger Priester zur Verfügung stehen mochte, brachte das scheußliche Opfer wohl weniger aus religiöser Überzeugung als zu dem Zweck, Furcht zu erregen. Auch Hannibal dürfte wohl mehr dem Aberglauben seiner Leute wie seiner Überzeugung gefolgt sein, als er den Kannibalismus gestattete. Diesen Kannibalismus der Soldaten des größten Gegners Roms finden wir bei den meisten wilden Völkern, soweit sie überhaupt Menschenfresser sind, wieder.

Letourneau erzählt, daß sobald ein Häuptling der Neuseeländer in der Schlacht gefallen ist, seine Frau getötet und verzehrt wird. Die tapferen Feinde werden meist gegessen, weil man sich ihren Mut aneignen will; man ißt dann ihr Herz. Will man seine Schönheit, so wird sein Auge, der Sitz der Seele, gegessen; seine männliche Kraft, so ist es der betreffende Körperteil, der gegessen wird. Bei den Aschantis schlachten die dem Heere folgenden Priester die tapferen, im Kriege gefallenen Feinde, reißen ihnen das Herz aus und geben es denjenigen Soldaten zu essen, die noch keinen Feind erlegt hatten. In Australien reibt sich der Sieger

mit dem Nierenfett des tapfersten Feindes ein, um seine Kraft zu erhalten. Das geschieht oft mit solch grausamer Schnelligkeit, daß der Besiegte, dem die Nieren mit der Kunstfertigkeit eines Chirurgen aus dem noch lebenden Körper exstirpiert werden, Zeuge dieses schauderhaften Aktes ist. Die Karaiben fraßen sogar auf dem Schlachtfeld die gefallenen Feinde; die Herzen der Besiegten wurden den tapfersten Streitern gewissermaßen als Orden überwiesen. Die Indianer aßen die Leber des Feindes, um sich seinen Mut anzueignen. Die Araukaner aßen selbst das Herz ihrer eigenen gefallenen Häuptlinge. Diejenigen unter ihnen, welche das Glück gehabt haben, das Herz eines Helden zu essen, galten für unbesiegbar und unverwundbar.

Semper erzählt von dem [illegible], einem mulaiischen Volke: „Ist der Feind glücklich niedergeworfen und getötet, so zieht der Oberpriester ein heiliges, nur zu diesem Zwecke geweihtes Schwert, öffnet der Leiche die Brust und taucht die Talismane des Gottes, die ihm um den Hals hängen, in das rauchende Blut ein. Dann reißt er das Herz oder die Leber heraus und verzehrt ein Stück davon, als Zeichen, daß er nun seine Rache an dem Feind

befriedigt habe. Dem gemeinen Volke wird es nie gestattet, Menschenfleisch zu kosten; es ist das Vorrecht, aber auch die Pflicht des fürstlichen Priesters." Auch in diesem priesterlichen Vorrecht ist leicht die mystische Idee zu entdecken, welche z. B. die fürchterliche Sekte der Thugs zu ihren Jagden auf Menschen zwingt. Nach den Maximen, Anschauungen und kultlichen Praktiken dieser abergläubischen Fanatiker, bei denen auch der Vorbedeutungsglaube sehr entwickelt ist, wurde im allgemeinen zwar nicht dem Kannibalismus gehuldigt, aber doch Salben benutzt, die aus Menschenfett u. a. zubereitet waren. „Der Thugismus", sagt Ch. W. Heckethorn, „begeht seine schweren Verbrechen infolge seiner hohen Verehrung der menschenfeindlichen Göttin Bhowani Kali, die ihr einziges Vergnügen in möglichst vielen Menschenopfern findet." Es ist dies dieselbe furchtbare Gottheit, an deren Jahresfest in Indien Tausende von Fanatikern sich von ihrem schweren Wagen freiwillig unter verzücktem Geschrei zu Tode rädern lassen. Eine bei den Thugs besonders beliebte Art, junge Männer, die Wertsachen mit sich führen, anzulocken, geht dahin, daß eine hübsche junge Frauensperson

mit dem Nierenfett des tapferen Feindes ein, um seine Kraft zu erhalten. Das geschieht oft mit solch grausamer Schnelligkeit, daß der Besiegte, dem die Nieren mit der Kunstfertigkeit eines Chirurgen aus dem noch lebenden Körper exstirpiert werden, Zeuge dieses schauderhaften Aktes ist. Die Karaiben fraßen sogar auf dem Schlachtfeld die gefallenen Feinde; die Herzen der Besiegten wurden den tapfersten Streitern gewissermaßen als Orden überwiesen. Die Nubier aßen die Leber des Feindes, um sich seinen Mut anzueignen. Die Anamiten aßen selbst das Herz ihrer eigenen gefallenen Häuptlinge, diejenigen unter ihnen, welche das Glück gehabt haben, das Herz eines Heldes zu essen, galten für unbesiegbar und unverwundbar.

Semper erzählt von den Manobos, einem malaiischen Volke: „Ist der Feind glücklich niedergeworfen und getötet, so zieht der Oberpriester ein heiliges, nur zu diesem Dienste geweihtes Schwert, öffnet der Leiche die Brust und taucht die Talismane des Gottes, die ihm um den Hals hängen, in das rauchende Blut ein. Dann reißt er das Herz oder die Leber heraus und verzehrt ein Stück davon, als Zeichen, daß er nun seine Rache an dem Feind

befriedigt habe. Dem gemeinen Volke wird es nie gestattet, Menschenfleisch zu kosten; es ist das Vorrecht, aber auch die Pflicht des fürstlichen Priesters." Auch in diesem priesterlichen Vorrecht ist leicht die mystische Idee zu entdecken, welche z. B. die fürchterliche Sekte der Thugs zu ihren Jagden auf Menschen zwingt. Nach den Maximen, Anschauungen und kultlichen Praktiken dieser abergläubischen Fanatiker, bei denen auch der Vorbedeutungsglaube sehr entwickelt ist, wurde im allgemeinen zwar nicht dem Kannibalismus gehuldigt, aber doch Salben benutzt, die aus Menschenfett u. a. zubereitet waren. „Der Thugismus", sagt Ch. W. Heckethorn, „begeht seine schweren Verbrechen infolge seiner hohen Verehrung der menschenfeindlichen Göttin Bhowani Kali, die ihr einziges Vergnügen in möglichst vielen Menschenopfern findet." Es ist dies dieselbe furchtbare Gottheit, an deren Jahresfest in Indien Tausende von Fanatikern sich von ihrem schweren Wagen freiwillig unter verzücktem Geschrei zu Tode rädern lassen. Eine bei den Thugs besonders beliebte Art, junge Männer, die Wertsachen mit sich führen, anzulocken, geht dahin, daß eine hübsche junge Frauensperson

scheinbar sehr traurig am Rande der Landstraße sitzt, und durch eine erdichtete Leidensgeschichte das Mitleid ihres Opfers erregt, das ihr dann in den Dschungel folgt, wo es von der im Hinterhalt lauernden Bande sofort erdrosselt wird. Am 6. Januar 1882 wurde in Pendschab ein gewisser Scharfu gehenkt, der 1867 ein Thug geworden war und dann bis 1879 nach seinem eigenen Geständnis 96 Personen ermordet hatte.

Kannibalen aus religiösem Aberglauben waren auch die Dajaken und die Gaddanen auf Luzon, welche als Kopfjäger berüchtigt sind. Den abgeschlagenen Köpfen entnehmen sie noch heute das Gehirn, um es zu verzehren; die präparierten Schädel bilden ihren Stolz. Je mehr Schädel ein Dajake aufzuweisen hat, desto angesehener ist er; eine Dajakin erhört ihren Geliebten erst dann, wenn er ihr einen Schädel verehrt. In seinem Buche über „Die Anfänge der Kultur“ hat Ed. B. Tylor darauf hingewiesen, daß die barbarische Sitte der Kopfjägerei, die Schädel zu präparieren, mit ins Grab zu nehmen usw., durch den Aberglauben der Dajaken zu erklären sei, nach welchem sie meinen, daß die Inhaber der

Schädel ihnen im Jenseits Sklavendienste leisten müssen. Nach Müller geben die Dajaken Knaben das Herz und die Stirnhaut erlegter Feinde zu essen, um sie mutig zu machen. H. Hecquard berichtet, daß die Neger an der Guineaküste noch aus Aberglauben gelegentlich Kannibalen seien. So findet bei der Gründung eines neuen Dorfes ein Menschenopfer statt; aus den Eingeweiden weissagen die Fetischpriester; Herz, Leber und die übrigen Eingeweide werden mit einem Huhn, einer Ziege und einem Fische gekocht und alle Teilnehmer gezwungen, von dem gräßlichen Ragout zu genießen. Noch 1850 wurden solche Fälle berichtet. Ladislaus Magyar berichtet als Augenzeuge, daß bei der Neuwahl eines Fürsten der tapferste Kriegsgefangene geopfert wird. Der Wahrsager zerlegt den Rumpf, reißt die Eingeweide heraus und wahrsagt daraus. Dann werfen seine Gehilfen die Eingeweide mit Ausnahme des Herzens den Hunden vor. Endlich wird der Kadaver in kleine Stücke zerschnitten und unter die anwesenden Führer verteilt, wobei der Wahrsager Sorge trägt, daß jeder außer dem Stück Fleisch auch etwas vom Herzen als dem Sitz der Tapferkeit bekomme. Der Fürst und die Kriegshäupter mischen das

erhaltene Menschenfleisch mit Hunde- und Rindfleisch, kochen und essen es. Sie glauben nun, infolgedessen eine solche Kraft zu erlangen, daß sie immer mit Erfolg gegen ihre Feinde kämpfen werden. John Beddon erwähnt, daß im Basutokrieg alle Buren, die beim Angriff auf Thaba Bostu oder Moscheschs Feste fielen, sofort von den Basutos aufgefressen wurden, weil die Kannibalen glaubten, dadurch den Mut der Unglücklichen ihren Körper einzuverleiben.

R. Andree erzählt, daß wenn ein Mambanganeger stirbt, so kann nach dortigem Aberglauben dieses nur durch den bösen Willen anderer bewirkt wollen sein, da die Vorstellung des natürlichen Todes jenem Volke fremd ist. Nun wird das Orakel befragt, welches einen oder mehrere Menschen als Urheber des Todes bezeichnet und die infolge dieses Spruchs erdrosselt und verzehrt werden. Das Lynchen der Opfer und der Kannibalenschmaus wird jedoch stets abseits der Hütten vollzogen. Die Weiber tragen die Zukost in der Form des Lugmagerichts, einer Mehlspeise, für die Männer an den Ort der Greueltat. Das Schlachten von Menschen, bloß um sich Fleisch zu ver-

schaffen, kommt am Bussera vor; im allgemeinen ist aber Anthropophagie „ein Akt religiösen Zeremoniells bei besonderen Angelegenheiten", und, wie wir wohl hinzusetzen dürfen, auch des Aberglaubens.

So glauben die Eingeborenen von Südaustralien, daß sie, wenn sie ihre jüngeren Brüder erschlagen und verzehren, die Körperkraft derselben sich aneignen. Dieser Akt eines ganz besonderen Kannibalismus geschieht unter Festlichkeiten, „und bei diesen dringen Vater und Mutter mit eifriger Ermahnung in den älteren Sohn, so viel Fleisch von dem Leichnam hinabzuwürgen, als irgend möglich ist." Am Peakfluß essen die Eltern die Leichen ihrer Kinder; würden sie es nicht tun, so meinen sie, müßten sie sich Zeit ihres Lebens grämen. „Auch verzehren sie einzelne Teile von verstorbenen Männern und Frauen, namentlich solche, in denen sie den Sitz gewisser tüchtiger Eigenschaften wähnen." In Neusüdwales aßen die Wilden mit Vorliebe das Nierenfett von tapferen Feinden, um deren Tapferkeit zu gewinnen. Mütter sollen in Queensland, im Glauben, daß das Auffressen der Kinder ihnen die Kräfte wieder zurückgebe, welche der

Geburtsakt ihnen entzogen, häufig ihre eigenen Kinder verzehren. „Wenn man das Fleisch eines Menschen genießt, gewinnt man dadurch die Kraft und die guten Eigenschaften, welche derselbe gehabt hat.“

Diesem Aberglauben begegnen wir überall; er war die Hauptursache des Kannibalismus der Wilden. Obwohl Ferri in mancher Hinsicht recht hat, wenn er sagt: „Anfangs eine Folge des Hungers, besonders auf den Inseln, später religiöser Brauch, durch die Kriegswut gefördert und als Erbteil scheußlicher Leckerei fortgepflanzt, ist die Anthropophagie die höchste Stufe der menschlichen Grausamkeit. Sie begleitet oft den Mord, nimmt alle die mehr oder weniger gräßlichen Gestalten an und hebt auch darin jeden Unterschied zwischen Mensch und wildem Tier auf;“ — so vergißt und übersieht er sehr zuungunsten des wilden Tieres, welches doch nur seiner Bestimmung folgt, daß weniger die Leckerei als der verbrecherische Aberglaube hier die Hauptursache alles Übels ist. Die Geschichte der mittelalterlichen Kriminalistik beweist das am schlagendsten. Bevor ich das näher erörtere, möchte ich noch das erwähnen, was der Missionar Thomas Williams von den Fidschi-

Insulanern berichtet. Er betont vor allen Dingen, daß nicht bloß „Geschmack an Menschenfleisch die Insulaner zum Kannibalismus trieb“, was man daran erkenne, daß derselbe im Zusammenhang mit den Tempelbauten oder dem Stapellauf der Kähne vorkam. Menschen wurden als Walzen bei letzterem benutzt und dann den Zimmerleuten zur Speise übergeben. Das Deck der neuen Kähne wurde mit Menschenblut abgewaschen; wird der Mast zum erstenmal niedergeholt, so schlachtete man ebenfalls Menschen ab und verspeiste sie. Hier liegt sicher ein abergläubisches Motiv zugrunde; durch die Menschenopfer wollte man den Kähnen glückliche Fahrt verschaffen. Schiffbrüchige verzehre man regelmäßig, da der Glaube herrsche, das Meer habe sie nur darum nicht verschlungen, damit sie verspeist werden könnten. Dr. Richard Andree sagt in seiner „Anthropophagie“ sehr richtig: „Als die wesentlichsten Beweggründe zur Anthropophagie stellen sich aber stets der Aberglaube — sei er religiöser oder sonstiger Art — und die Rachsucht, — die mit dem Aberglauben eng verschwistert ist, — dar, und diese beiden finden wir überall da verbreitet und zur Tat treibend, wo der Kannibalismus vorhanden ist.“

Ich weiß nicht, ob die kleine Schrift des großen deutschen Geographen dem berühmten Italiener bekannt ist; die paar irrsinnigen Lustmörder der Neuzeit, Leger, Verzeni u. a. konnten doch unmöglich Ferris Urteil über den Kannibalismus rechtfertigen; und doch scheint es der Fall zu sein! Wenn wir der Geschichte des Kannibalismus deutscher Verbrecher im Mittelalter nachspüren, kommen wir zu ganz anderen Resultaten, die uns sogar zwingen, mit Seume's „Wilden" auszurufen: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!"

Diebeskerzen und Folterpulver.

Es handelt sich hier um den verbrecherischen Aberglauben, dessen auch B. Stern in seinem interessanten Werk „Medizin und Aberglaube in der Türkei" gedenkt, um jenen fürchterlichen Aberglauben, dementsprechend selbst heute noch die bosnischen Diebe und Räuber verfahren, indem „sie ein im siebenten Monat schwangeres Weib abzuschlachten, aufzutrennen und das Kind aus dem Mutterleib auszuweiden pflegen, um es in lange, schmale Streifen

zu schneiden. Diese werden gedörrt und als Kerzen benützt, wenn man ein Haus plündern will. Denn kein Hausbewohner kann, so glauben sie, in jenem Hause erwachen, wo Diebe solche Lichter brennen." Wir werden später sehen, daß dieser kannibalische Aberglaube auch unseren heutigen Verbrechern nicht ganz fremd geworden ist; ähnliche abergläubische Gebräuche zum Zweck des Verbrechens aber finden wir selbst unter den wildesten Kannibalen nicht.

Im Mittelalter hatte der Kannibalismus im Aberglauben außerdem den Zweck, die Verbrecher unempfindlich gegen die furchtbaren Qualen der Folter und Strafen zu machen. „Ferner findet man", schreibt Jakob Döpler, der gelehrte Verfasser des „Schauplatzes derer Leibes- und Lebens-Straffen" mit „Chur-Sächs. Privilegio" und „in Verlegung des Autoris" 1693 „daß grausame Mörder und Straßenräuber sehr fleißig aufgepasset, wenn sie schwangere Weiber bekommen können, solche aufzuschneiden, die ungebohrne und ungetaufte Kinder gleichfalls zu öffnen, ihre Hertzlein zu pulverisiren und zu fressen, daß wenn sie etwan gefangen würden, dennoch auf der Volter nichts bekennen möchten, oder aber aus deren Fingern

Diebes-Lichter zu machen, wovon die Leute in Häusern drin sie stehlen in einen tiefen Schlaff fallen und nicht eher aufwachen bis solche in (Frauen?) Milch ausgeleschet worden: allermassen aus folgenden Exempeln erhellet: In Schlesien ist An. 1623 ein Ertz-Mörder gewesen, G. B. als der Principal unter der Schelmen-Zunfft, sonst die grüne Farbe genannt, welcher nicht allein an Fremden, sondern auch an den Seinigen grausame Mordthaten begangen: Denn es hatte ihn lange Zeit nach ungetaufter Kinder-Blut gelüstet, und da sein Weib gleich auf schwerem Fuß gegangen, so hat er ihr ein Fenster-Brett auf den Leib geworffen, worauf zwey Leibes-Früchte von ihr gegangen, dadurch die Mutter so erschrocken, daß sie bald gestorben. Hierauf hat der lose Vater beyde Kinder erwürget, dieselbe an den Rücken aufgeschnitten, ihre Hertzlein aus dem Leibe gerissen, auf Stücken zerschnitten in Backofen gedörret, gepulvert, in eine Suppen gestreuet, und dieser seinen andern Cameraden davon zugetruncken. Ein ander Weib dieser Mörder, so man die Teichfrau geheissen, hat nach der Geburth ihrem Kinde selbst den Leib aufgeschnitten, das Hertze herausgerissen, es eben

wie die Vorigen zugerichtet und mit ihren Consorten verschlucket, der Hoffnung, wenn sie ja zur gefänglichen Hafft möchten gebracht werden, daß ihnen diese Suppe wider die Marter dienen würde" ...

Die alten Chroniken, welche merkwürdigerweise sehr peinlich zwischen der kirchlichen und weltlichen Kompetenz, zwischen Hexenprozeß und Kriminalprozeß zu unterscheiden suchen, registrieren diese Fälle sehr genau und in solcher Unzahl, daß ich mir wohl anmaßen darf, hiermit zu konstatieren, wie eifrig der Kriminalprozeß jener Zeit die wirklichen Verbrecher, denen ihre Verbrechen bewiesen werden konnten, für sich zu reklamieren und den Indizienbeweis dem sogenannten Hexen- und Inquisitionsprozeß zuzuschieben wußte.

So wurde im Jahre 1575 der dreißigfache Mörder „Busch-Peter", welcher, wie Koch in seinen „denkwürdigen Geschichten des Fürstenthums Schlesien" erzählt, „sechs schwangere Frauen ermordet hatte, worunter so viele Leibesfrüchte gewesen, deren Hertzen er herausgezogen und sie gefressen, damit er nicht möchte gefangen werden", zu Sagan mit Verlust der rechten Hand bestraft, dann mit glühenden

Zangen gerissen, zur Stadt hinausgeschleift und endlich gespießt.

Anno 1603 wurde in Krakau ein zweiundzwanzigfacher Mörder, Schänder und Kirchenräuber usw., welcher zwei schwangere Frauen aufgeschnitten, „viermahl mit glühenden Zangen gerissen, nachmahls zum Galgen hinaus geführet, mit dem Rade gestossen und auf das Feuer geleget und verbrand."

Den 3. August 1614 wurden vier Mordbrenner, die sich durch ähnliche Herzpulver geschützt hatten, also abgeurteilt: „Erstlich sind vier Säulen mit Ketten aufgerichtet worden, an Dreye wurden die Mordbrenner, und an die Vierdte ein Mann und Weib gebunden, folgends umb eine Säule glühende Kohlen gemacht, und dieselbe Uebelthäter gleichsam lebendig gebraten. Wenn nun einer nach langem herumb Lauffen auf der Erde zu kühlen sich niederlegen wollte, wurd er mit heissem Oel besprützet, und dieses brachte ihnen allererst die gröste Pein, solches trieben sie mit ihnen eine halbe Stunde lang und wurden endlich zur Asche verbrannt." (Neue Böhmische Chronik.)

Im Monat Mai 1614 wurde zu Prag ein „Ertz-Mörder, so bey 40 Mordthaten gewesen,

und 19 allein selbst gethan, unter welchen er 8 hochschwangere Frauen die Leiber aufgeschnitten und die Frucht lebendig herausgerissen, gerichtet worden: Erstlich hat man ihm die rechte Hand abgehauen, darnach mit glühenden Zangen gerissen, drittens Riemen aus seinem Rücken geschnitten, vierdtens von unten auf gerädert und letztlich aufs Rad geflochten."

Im Jahre darauf wurde zu Breslau ein Mörder dingfest gemacht, welcher „in der Tortur und hernach auch gütlich bekennet, daß er habe 96 Mordthaten" usw. begangen, „etliche schwangere Weiber aufgeschnitten" usw. Er wurde vielmals mit glühenden Zangen gerissen, geschleift, gerädert und „letzlich gespiesset, welches er alles mit unglaublicher Gedult ausgestanden und vor seinem Ende noch am Spiesse geredet."

Im Jahre 1623 wurde nach den „denckwürdigen Geschichten des Marggrafthums Lausitz" am 7. Juli zu Marg Lissa in der Lausitz ein Weib geköpfet, welche bekannt, daß ihr Mann ein Räuber und Mörder ihre vier Kinder ermordet, „deren Rücken aufgeschnitten, die Hertzlein herausgenommen, dieselbe gepulvert, und nachmahls hätte sie es den Consorten

in warmem Bier eingegeben, daß sie auf einander nicht bekennen sollen."

Am 27. April 1661 wurde zu Crolau die Mörderfamilie Hans Liehmann hingerichtet. Der Sohn wurde wegen Blutschande usw. enthauptet und verbrannt. Die unnatürliche Mutter, welche außerdem gestand, ihre jüngeren Kinder ermordet zu haben, um Diebeskerzen und Folterpulver zu gewinnen, wurde alsdann mit glühenden Zangen gerissen, gerädert und aufs Rad geflochten. Hans Liehmann, ein vielfacher Mordbrenner, Räuber und Frauenschänder, der 13 Jahre der Schrecken der Menschheit war, „sind die Arme und Beine mit einem Rade entzwey gestossen, drauf auf einem erhöheten Platz geschleppet, aufgeschnitten, das Hertze herausgenommen, umb das Maul geschlagen, den Cörper in vier Theil zerhauen, und auf die vier Theile der Welt, an einen dazu aufgerichteten Schwenkgalgen gehenckt worden."

Im Januar des Jahres 1673 wurde ein Totengräber, „welcher zu Franckenstein 8 Jahre lang viele Todten wiederumb ausgegraben, ihre Hertzen und Zungen ausgeschnitten und zu Pulver verbrannt, und Gewürtze darein gethan,

und darnach den Leutten verkaufft, auch in die Brunnen geworfen, ein Sterben zu erwecken, daselbst mit glüenden Zangen gezwickt, nachmahls von unten auf gerädert, und letzlich lebendig verbrand, sein Weib und Tochter aber sind mit dem Schwerd gerichtet worden."

C. F. Paullini erzählt in seinem „Großen Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten, 1678" die Geschichte eines Bauern, den zwei Räuber zwangen, ihnen seine schwangere Frau zu überlassen, die sie an einen Baum banden und darauf ihr den Leib aufzuschneiden begannen, dabei aber betroffen und in Upsala mit glühenden Zangen gezwickt und gerädert wurden. Im Verhör bekannten sie, daß sie schon von zwei ungeborenen Kindern das Herz gefressen hätten, und daß sie das Herz des dritten Kindes hätten nehmen wollen, „um vor allen Menschen bestehen, allen obsiegen, sich unsichtbar machen, großen Reichthum zusammenbringen und allerlei Wunder thun zu können."

Nach der Nürnberger „Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle" gesteht der Räuber Hundssattler zu Baireuth, daß „er gerade am Tage seiner Verhaftung das neunte schwangere Weib habe töten wollen, um ihm das Kind aus dem

Leibe zu reißen, und das Herz davon zu essen, damit er fliegen könne wie ein Vogel."

Die südamerikanischen Tarianos und Tucanos, welche auch nicht direkt das Fleisch der Verstorbenen verzehren, um deren Eigenschaften und Tugenden in sich aufzunehmen, sondern pulverisiert mit Cariri gemischt trinken, sind gegen unsere mittelalterlichen Kannibalen doch die „besseren Menschen". Richard Andree deutet sogar an, daß dieser mittelalterliche Aberglaube noch heute in unserer Verbrecherwelt spukt: „Die Herzen ungeborener Kinder gelten vielfach als Schutzmittel für Räuber und Diebe. Sie werden roh, sowie sie dem Leibe der Mutter entrissen waren, gegessen." Er beruft sich auf den Berliner Kriminalfall vom November 1879, wo man im Gebüsch des Friedrichshains die Leiche eines verstorbenen und einige Tage vor dem Fund begrabenen einjährigen Töchterchens des Schuhmachers Sch., Emma entsetzlich verstümmelt fand. Brust und Leib waren aufgeschnitten und Herz, Leber und Lunge gewaltsam aus dem Körper gerissen. „Man sieht also, wie die düsteren Anschauungen, die mit ehemaliger Anthropophagie zusammenhängen, bis auf unsere Tage in der Hauptstadt des



Der Inquisitor

(nach einem alten Stich)

Fischer, Aberglaube V Strecker & Schröder, Stuttgart

Deutschen Reichs in niederen Volksschichten fortbestehen."

Wie wenig dieser gemeingefährliche Verbrecheraberglaube, der seltsamerweise während der Siedeperiode des Hexenwahns aufkam, trotz seiner Verwandtschaft mit dem Teufelsglauben an die Macht der von den mythologischen Zwergen an ihre Günstlinge verliehenen Tarnkappe, die neben Unsichtbarkeit auch Riesenstärke verlieh, die Hexenrichter tangierte, beweisen uns ihre Akten, in denen die Frage nach Diebeslichtern und Folterpulvern gar nicht gestellt wird. Die Herrschaften hatten mit ihren eingebildeten Teufeln so viel zu tun, daß sie die wirklichen Teufeleien ihrer Zeit nicht erkannten. Um die Pulver zum Zwecke der Irreführung der Folter, dieser Unfehlbarkeitsvermittlerin, brauchten sie sich infolgedessen auch nicht zu kümmern, obwohl, wie die Akten lehren, es sowohl im Hexenprozeß, als auch im mittelalterlichen Kriminalprozeß viele „harten Knaste" und „Eisenfresser" gab, die der Folter spotteten. Ich begnüge mich mit folgenden Beispielen.

Lauterbeck erzählt: „Als der Richter einen Verbrecher wegen einer großen Unthat, das jener nicht bekennen wollte, mit der Feuerfolter

aufs heftigste angreifen ließ, widerstand er, so daß der Henker an dem Erfolg der Tortur verzweifelnd den Feuerbrand auslöschen wollte. Wie dies der Inquisit sah, rief er dem Henker zu: ‚Lieber Meister, ich habe hier ebenfalls noch etliche Haare, die brennt mir doch auch ab'. Der Meister tat ihm den Gefallen. Er hat ihm die Lichter an besagten Ort gehalten und ‚gebrennt, daß es gestunken'. Da habe der Bube gesagt: ‚Da rechts, lieber Meister, da jucket mich; habt Dank'. Man mußte den Kerl laufen lassen."

Die als Hexe im Hexenturm zu Marburg 1672 wiederholt aufs gräßlichste gefolterte Lehrersfrau Katharina Lips, die sogenannte hessische Heldin, wurde erst angeseilt, an Fingern und Zehen, in die spanischen Stiefeln geschraubt, furchtbar gequält, mit Nadeln gestochen. „Nachdem ihr die Haare abgeschoren," heißt es in den Akten, ist sie wieder angeseilt worden an Händen und Füßen, abermals aufgezogen, da sie geklaget; ist wieder ganz stille worden, gleich als wenn sie schliefe. Die Schraube am rechten Bein wieder zugeschraubet, da sie laut gerufen, die linke Schraube auch zugeschraubet, auch gerufen und stracks ganz stille geworden

und ihr das Maul zugegangen. — Der sogenannte Hexenschlaf! — Am linken Bein zugeschraubet, worauf sie gesagt, sie wüßte von nichts, wenn man sie schon todt machete usw." Sie legte kein Bekenntnis ab und mußte freigelassen werden. Später wurde sie unter nichtigem Vorwand wieder eingezogen, viermal aufgezogen — gewippt! — und sechzehnmal mit allen Raffinements geschraubt, so daß die Knochen knackten, aber sie blieb standhaft, wurde aber, nachdem sie Urfehde geschworen, des Landes verwiesen. Marie Holl wurde 1593 bis 1594 — ein ganzes Jahr! — zu Nördlingen geradezu barbarisch in 56 Torturen gefoltert, ohne zu bekennen. Da sich das Volk empörte und der Ulmer Rat für sie als geborene Ulmerin energisch eintrat, bequemten sich die richterlichen Bluthunde dazu, sie freizulassen.

Ich könnte diese Fälle hier endlos vermehren, denn sie kommen in den Akten der Hexenprozesse hundertfach vor. Lombroso, der in der Unempfindlichkeit und physischen Gefühllosigkeit vieler Verbrecher, ein hervorragendes Beweisstück für seine Theorie vom „geborenen Verbrechen" schätzt, ignoriert die Erfahrungen, die

man im Hexenprozeß gemacht hat*, um z. B. von dem französischen Räuberkönig Louis Mandrin zu erzählen, daß er an acht verschiedenen Stellen mit Zangen gezwickt wurde und keinen Schmerzenslaut ausstieß. Christian Müller, der Unterhauptmann des größten Räuberchefs in der trostlosen Zeit, die Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg, der Blütezeit der Hexenverfolgungen, beschieden war, welcher, wie ich an anderer Stelle schrieb, an die Tortur so gewöhnt war, wie irgendeine höhere Tochter an Apfelkuchen mit Schlagsahne, wurde einmal während einer Folterung so gepeitscht, daß ihm das Blut aus den Striemen floß. Er scherzte dazu und meinte: „Man habe es mit ihm, einem Sachsen, so weit getrieben, daß er die rothe lüneburgische Livree angelegt habe."

---

* Lombroso ignoriert auch die Standhaftigkeit und Tapferkeit, mit der z. B. die von den Wilden gemarterten Weißen, oder anständige Leute, die in die Gewalt von italienischen Räubern fielen und ihren Stolz darin setzten, physisch gefühllos zu erscheinen, zu sterben wußten.

Totengräber und Giftmischerei.

Nichts war in jener Zeit des Aberglaubens und Teufelswahns natürlicher, als daß auf Grund der durch Gerede und das primitive Publikationsmittel von Flugschriften, Chroniken usw. bekannt gewordener Fälle von dem „Sieg über die Folter" diesem eine abergläubische Idee zugrunde gelegt wurde, der richterliche „Wahnsinn der Folter" bekam seine abergläubische Methode, die ihm an Roheit, Brutalität und Verworfenheit nichts nachgab. In jenen zuchtlosen Zeiten des Hungers und der Unmöglichkeit, das zu ernten, was man säte; in denen, wie im Dreißigjährigen Krieg, für ein Stück Brot ein Bauerngut zu erwerben war, und jedermann, mit Ausnahme der „Großen und Herrn", gezwungen war, wenn er nicht verhungern wollte, zu stehlen; in diesen Zeiten war das desperate Mittel der Diebeskerzen und der Folterpulver ungefähr das, was in unseren Tagen der Fusel für den Verkommenen ist: ein Sorgenbrecher in der Freiheit und ein Tröster in der Not der Gefangenschaft, der durch Autosuggestion vielfach seinen Zweck erreichte.

Das Vorbild der „harten Knaste" zeugte für die Wunderkraft der Folterpulver, die sich gehetzte Verbrecher oft aus den Herzen ihrer eigenen, noch ungetauften Kinder herstellten. Minder gefühlsrohe Räuber, die ihr Gewissen nicht mit einem so gräßlichen Verbrechen belasten wollten, zahlten für das Allheilmittel hohe Preise, und so entwickelte sich denn aus der Fabrikation von Diebeskerzen und Folterpulver eine „Industrie des Aberglaubens und des Verbrechens", die hauptsächlich von „zauberischen Vetteln" und aus naheliegenden Gründen von den karg bezahlten Totengräbern, wie aus nachfolgenden Beispielen hervorgehen dürfte, betrieben wurden.

Im Jahre 1542 soll, wie „Ernstens Confect-Tafel" erzählt, zu Reichenstein in Schlesien ein Totengräber 1600 Personen vergiftet haben. Im Jahre 1582 wurde das Gesinde des Leipziger Totengräbers hingerichtet. Die Leute sollen „von Kröten und andern gifftigen Ungeziefer ein Pulver gemacht und zahlreiche Menschen vergiftet haben." „Anno 1656 hat ein Totengräber zu Gurau in Schlesien im Glogauischen Fürstenthumb ein gifftig Pulver auf die Gasse gestreuet, welches das Frauen-

zimmer mit den langen Kleidern aufgefangen, daß davon 2400 Personen gestorben. Dieser ist Anno 1656 mit glüenden Zangen gerissen, in Riemen zerschnitten, zur Richtstat geschleppet, und endlich verbrannt worden." Peter Paul Nitschke erzählt in seiner „Blumen-Lust": „Zu Magdeburg hat ein Todten-Gräber ein Gifft-Pulver unter den Wein im Heil. Abendmahl gemischet, wenn er ihn aus den Wein-Keller geholet, wiewohl auch einsmahls das Pulver verschwunden, als er's hineinschütten wollen. Endlich als er ein Kind ausgegraben, und zu seinen Zauberischen Vorhaben brauchen wollen, ist ertappet, gefoltert, und nach seinem Bekänntniß, dem Verdienst gemäß gerichtet worden." Die alte „Schlesische Chronik" berichtet: „Den 10. Martii 1607 wurde ein Todten-Gräber auf der Probsten zu Breslau, weil er Pestilentzische Drüsen und das Fette aus dreyen todten Leichen (!) geschnitten, und an andern Orten mehr Gifft-Pulver ausgestreuet, auch dem Todten-Gräber zu Franckenstein etliche Deuten voll davon verehret, die Särge in den Gräbern geöffnet, den Leichen-Schmuck abgezogen, an beyden Armen und der rechten Brust im Töpfergäßchen in der Neustadt am Ringe auf einen Leiter-Wagen

mit glüenden Zangen angegriffen, und auf dem Anger lebendig an einer hölzernen Kreutz-Seule an dem Halse, Leibe, Händen und Füssen mit 5 Ketten angeschmiedet und von hinten und vorn beym Feuer geschmäucht", d. h. langsam gebraten. „Nach diesem kam ein polnischer Todten-Gräber umb das Ende der Pest nach Franckenstein unter dem Schein Todten zu begraben, und die Häuser zu saubern: aber er hatte, wie vorhin in Polen, Gifft-Pulver ausgestreuet, die zugeschlagenen Häuser erbrochen, Unzucht und Diebstahl begangen, derselbe bekam diesen Lohn. Erstlich wurde er mit Feuer-Zangen an den Fingern der beyden Händen und jeder Brust gezwicket, lebendig an einen Pfahl geschmiedet, und beym Feuer von fern bei einer Stunden lang geschmäucht." „Anno 1606 den 20. September sind zu Franckenstein wegen ausgestreutten Gift-Pulvers sechs Männer und zwey Weiber mit glüenden Zangen an den Brüsten und Fingern gebrannt und gezwickt, zweyen die Hände abgehauen, der Principal gerädert, nachmahls 4 verbrannt und an Säulen geschmäucht worden." Den 24. Oktober wurden noch „zwey Weibs-Personen zu Franckenstein an Fingern und Brüsten mit glüenden Zangen

gebrannt, greulich gerissen und eine, welche an der Wassersucht im Gefängniß gestorben auf einem Stoß Holtz zu Pulver verbrannt. Anno 1607 ist eine unzüchtige Soldatenfrau und eine Bettelmagd, welche Gifft-Pulver hin und wieder ausgesäet, zu Franckenstein auf die Leiter gebunden, mit angehengtem Pulver am Halse, auf den Holtzhaufen geschoben, droben mit glüenden Zangen an Brüsten gerissen, umbgekehret, auf das Angesicht geleget und verbrannt worden." „Anno 1498 sind etliche Weiber zu Prage, welche gifftige Pulver zubereitet hatten, die Menschen umbzubringen und die Wiesen und Weiden zu vergiften, verbrand worden." Am 13. „August 1543 sind zehn Juden und sieben Weiber, welche die Brunnen zu Schweidnitz vergiftet hatten, daselbsten ins Feuer geworffen worden" usw. usw.

Ich habe diese Fälle schon deshalb wortgetreu wiedergegeben, um das Spiegelbild der Kriminaljustiz jener Zeit, in welcher der bornierteste Fanatismus, dessen „der Hochmut des Amtes und des Wissens" je fähig war, das Schwert der Obrigkeit schwang, nicht zu trüben. Hus starb am 6. Juli 1414 den Flammentod auf dem Scheiterhaufen; und als ein altes

Mütterchen eifrig Reiser zu dem Holzstoß beitrug, sagte er mitleidig nur: „O, du heilige Einfalt!" In jener fürchterlichen Zeit glich die nichtbeamtete Menschheit, das Volk, das sich trotz der flammenden Scheiterhaufen, die der menschgewordene Justizmord überall aufrichtete, einfach einem Karpfenteich, in dem die „Großen und Herren", vorzugsweise aber der Theologismus nach Belieben fischten; trotz aller Quälerei, aller Schandtat, aller Willkür blieb das Volk stumm, wie im Teiche die Karpfen.

Die Prophetin des „hellen Haufens" im Bauernkrieg.

Im Kampfe zwischen der einfältigen Heiligkeit der mittelalterlichen Möncherei und der autoritätsgläubigen heiligen Einfalt der breiten Massen ging es entsetzlich still zu. Kaum anders wie im Karpfenteich! Die Ketzer- und Hexenhinrichtungen waren dem Volke ein alltägliches Schauspiel, und geduldig ließ es sich mit den Riemen schlagen, die man aus seinem Rücken schnitt. Es gab eine Zeit, in der unser

Volk tatsächlich so sklavisch gesinnt war, wie das der alten Hebräer in der Gefangenschaft. Die Geschichte des Bauernkrieges und des gewaltigen Aufstandes, den Michael Kohlhase 1534 erregte, beweist jedoch, was die Geschichte der französischen „Brenner" lehrt, daß auch die Sklaven ihre Ketten brechen und fürchterlich werden konnten. Aber auch hier zeigt sich der deutsche Volkscharakter! Während die französischen „Brenner", die sich aus den Religionskriegen rekrutierten, ganz zum Satanismus übergingen, hüteten sich unsere Bauern sehr wohl, von Gott abzufallen. Wenn sie auch die Klöster verwüsteten, die Kirchen erstürmten, Bilder zerstörten und gar übel mit Mönchen und Nonnen und den „Großen und Herrn" umsprangen — kein Abfall von Gott! Die Greuel der Bilderstürmerei im Stift Kempten, wo die von den Wiedertäufern in ihren Reihen und dem Abschaum der Bürgerschaft aufgehetzten Bauern — am 14. April 1525 die Prozession nachäffend, die Heiligenbilder zertrümmerten, alles Heilige schändeten, die Mutter Gottes und das Kind Jesu zum Tode verurteilten und im Bilde köpften, Altar, Kanzel und Orgel zerschlugen und die Kirche besudelten,

wurden allgemein von den Bauernbündlern verurteilt. Aber wir finden hier wiederholt den Einfluß der Frau als Ratgeberin und Mitkämpferin des Mannes so scharf ausgeprägt wie bei den alten germanischen Kriegshaufen, und erblicken an der Spitze mancher Volksscharen Frauen in der Rolle, welche einst die Priesterinnen der alten Germanen und die Druiden spielten. Auch tritt der alte heidnische Vorbedeutungs- und Zauberglaube mehr in den Vordergrund; zweifelsohne ist dieser Vorbedeutungsglaube, der noch heute in unserem Landvolke tief wurzelt, eine der Hauptursachen davon gewesen, daß die einzelnen Kriegshaufen meist auf eigene Faust operierten und so einzeln zersprengt wurden.

Unter dem Odenwälder Haufen des Bauernführers Jäcklein Rohrbach von Böckingen spielte die „schwarze Hofmännin“, Rohrbachs Freundin und Ratgeberin, fast die Rolle einer germanischen Priesterin und Prophetin. Sie ist es, die den Volkshaufen segnet und den Ausgang der Sache verkündet; sie ist aber auch des Führers Mahnerin. Wenn Jäcklein verzagte, war sie es, die ihn aufrichtete; „er solle seines Vornehmens nicht nachlassen.“ Den Adel

haßte sie furchtbar. Was diesen Haß, diesen Durst nach Rache in der Brust dieser gewaltigen, leidenschaftlichen Bäuerin veranlaßte, sagt W. Zimmermann in seiner „Geschichte des Bauernkrieges“, ist unbekannt: Sie ruhte nicht eher, bis sie das Landvolk unter den Waffen sah. Auch die Städter haßte sie, und besonders die Heilbronnerinnen. Man hörte sie drohen, sie wollte noch den gnädigen Frauen die Kleider vom Leibe abschneiden, daß sie gehen wie die berupften Gänse. Oft sagte sie, „es müßte zu Heilbronn kein Stein auf dem andern bleiben, es auch zu einem Dorf und alles gleich werden.“ Der Glaube ihrer Umgebungen und ihrer Zeit schrieb ihr geheime Kräfte zu: Zauberkünste, Segens- und Bannsprüche, einen Wahrsagergeist. Mit Jäcklein Rohrbachs Haufen zog sie von Sontheim aus. Da sah man das schwarze Weib, der Steingrube zu, der bewaffneten Schar vorausziehen, sie führte sie eigentlich. So ging sie an ihrer Spitze auf Öhringen, nach Schönthal, zurück nach Liechtenstern. Sie tröstete sie oftmals mit heller Stimme, sie sollen nur fröhlich und keck sein und guten Mutes ziehen; sie habe sie gesegnet. Sie gab Ratschläge und kannte die

Meinung der Eingeweihten, der Hauptleute; sie handelte, begeisterte, warnte, wirkte mit kühnster Entschlossenheit für die Sache der Ihrigen, wo kein Mann mehr handelte und sprach. Sie war es auch, die in der Ebene von Erlenbach den Segen über das Bauernheer gesprochen; sie, die in Jäckleins Haufen den Gedanken festigte, an dem Grafen von Helfenstein und den Rittern von Weinsberg Rache für die 7000 bei Wurzach gefallenen Bauern zu nehmen. Auf ihren Rat übernahm Jäcklein die Hut der Gefangenen, war sie doch fest entschlossen, sie hinrichten zu lassen; sie allein im ganzen Bauernheer wußte, daß mit der Zerstörung der Klöster und der Verjagung aller geistlichen Fürsten und Herrn, der Mönche usw. nur halbe Arbeit getan sei. Die Vernichtung des Adels war ihr noch wichtiger, und darin war sie mit Florian Geyer, dem Hauptmann der schwarzen Schar, einig, der im Bauernrat die Meinung verfocht, „daß wenn das Volk frei werden sollte, der Adel wie die Pfaffen den Bauern gleich gemacht werden müßten", und deshalb auf Zerstörung aller Herrensitze drang. Wendel Hipler, ein anderer Bauernführer, wollte dagegen den Adel

in das Interesse der Bauern ziehen. Die schwarze Hofmännin, die dem adeligen Florian nicht traute, hetzte Jäcklein so auf, daß er bald der Mittelpunkt der ebenfalls von ihr beeinflußten Schreckensmänner im Bauernheer war. Rache! war ihre Losung; „dem Adel ein sonderbar Entsetzen und eine Furcht einzujagen“, ihr nächstes Trachten. Jäcklein hielt mit den Seinen — nach der Erstürmung von Weinsberg und Gefangennahme des Grafen von Helfenstein und seiner Vornehmen — eine besondere Beratung in der Mühle, wo er sich einquartiert hatte. Sie hielten — wie immer unter Beiziehung der schwarzen Hofmännin — Kriegsgericht für sich über die Gefangenen und sie wurden eins, keinen Herrn, keinen vom Adel, keinen Reisigen leben zu lassen, sondern jetzt und künftig alle zu erstechen; welcher einen Gefangenen annehmen wollte, den sollte man erstechen. Um jeder Einsprache der anderen zuvorzukommen — ich folge und zitiere hier Zimmermann in der Bloßschen volkstümlichen, bei Dietz, Stuttgart, 1894 erschienenen Ausgabe — gingen sie sogleich an die Ausführung. Jäcklein führte die Gefangenen heraus auf eine Wiese in einen Ring, um ihr Urteil

zu fällen. Es war eine alte Strafe, durch die Spieße zu jagen; eine Strafe jedoch, die nur angewandt wurde, welche wider die Ehre gehandelt hatten, und welche auch dann nur bei Knechten ein Brauch war. Diese Todesart wurde den Gefangenen angekündigt „dem Adel zu Schand und Spott". Da kam die Gräfin von Helfenstein. Sie trug ihr zweijähriges Söhnlein Maximilian auf dem Arm. Die Gräfin, welche eine natürliche Tochter des Kaisers Maximilian war, warf sich vor Jäcklein und den anderen auf die Kniee, hielt ihnen ihr Kind entgegen und bat flehentlich, dem Kleinen den Vater, ihr den Gatten zu lassen. Aber alle Macht ihrer Tränen, ihrer Schönheit, ihres Unglücks, rührte die Harten nicht. Jahrelange unmenschliche Behandlung hatte viele zu Unmenschen gemacht. Sie stießen sie zurück, und einer berührte mit seinem Spieß das „kleine Herrlein" auf ihrem Arme leicht. — Das Kind behielt die Narbe von dieser „leichten Berührung zeitlebens — Helfenstein selbst bot für sein Leben allein eine Lösungssumme von 30000 Gulden. „Und gäbst du uns zwei Tonnen Goldes, so müßtest du doch sterben," antworteten sie. Die Rache lechzte nach Blut.

Auf Jäckleins Befehl bildete sich von Bauern eine Gasse ... Die Bauern streckten ihre Spieße vor, und der erste, der unter Trommelschall in die Gasse gejagt wurde, war Hans, ein Knecht des Konrad Schenk von Winterstetten. Er wurde sogleich niedergestochen. Der zweite, an den die Reihe kam, war sein Herr. Der dritte, der zum Eintritt in die Gasse kommandiert wurde, war Graf Ludwig von Helfenstein ... Melchior Nonnenmacher, ein Pfeifer von Ilsfeld, der die Zinke blies, war früher in seiner Gunst und Diensten, dann aber von dem Grafen entlassen worden; er trat jetzt vor, nahm dem Grafen Hut und Feder vom Kopfe mit den Worten: „Das hast du nun lange genug gehabt, ich will auch einmal ein Graf sein!“ und setzte ihn sich selbst auf. Und weiter sagte er: „Habe ich dir nicht lange genug zu Tanz und Tafel gepfiffen, so will ich dir jetzt erst den rechten Tanz pfeifen!“ Dabei schritt er vor ihm her und blies lustig die Zinke bis vor die Gasse. Beim dritten Schritt schon stürzte der Graf unter vielen auf ihn hineinstechenden Spießen zu Boden ... Noch der Leichnam des gefallenen Grafen wurde verhöhnt und mißhandelt. Melchior Nonnenmacher

nahm das Schmalz von ihm und schmierte seinen Spieß damit. Die schwarze Hofmännin stach mit ihrem Messer ihm in den Bauch und schmierte sich mit dem herauslaufenden Fette die Schuhe, wandte ihn mit eigener Hand um und trat mit Füßen auf ihn, „den Schelm“, wie sie sagte. Und das alles vor den Augen der Gräfin! „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!“ Und wenn Blos hier ausruft: „Schwarzes, unterdrücktes Weib, aus der Hütte am Neckar, mit der starken, verwilderten Seele voll Leidenschaft, gleich stark in Haß und Liebe, wie lebtest du in Sage und Geschichte, in Gesang und Rede, hätte deine Sache gesiegt“ ... ist er so „atavistisch“, wie der Kannibalenhäuptling, der in der Geschichte seines Volkes sogar unsterblich werden will, weil er über 9000 Menschen aufgefressen hat. Florian Geyer zog die bessere Konsequenz aus dieser Schandtat Jäckleins, er trennte sich mit seiner Schar von dem hellen Haufen, womit dessen Untergang anfing. Der Truchseß Georg Graf von Waldburg hielt einige Wochen später grausames Gericht über Jäcklein und die Seinigen. Melchior Nonnenmacher wurde in Sindelfingen gefangen. Der Truchseß ließ ihn im Lager mit einer eisernen

Kette an einen Apfelbaum binden und schmäuchen. Es war Nacht; „um den gebundenen Pfeifer im Ring frohlockten die Edeln, und der Holzstoß schlug in Flammen auf, in dessen Feuerkreis der Unglückliche, den Herren zum Gelächter, schnell und schneller umlief“, fein langsam gebraten wurde; lange lebte er, schwitzend und brüllend vor Qualen; endlich schwieg er und sank zusammen. Jäcklein wurde bei Hohenasperg gefangen und dem Truchseß überliefert, der ihn gefangen mit sich herumführte und bei Neckargartach schmäuchen ließ.

Die „Brenner“.

Der Umstand, daß Nonnenmacher und die schwarze Hofmännin sich mit dem Fette des Grafen von Helfenstein einschmierten, ist ebensosehr eine Handlung der Rache als des Aberglaubens. Die zu den Bauern übergelaufenen Landsknechte machten diese wohl mit dem „Festmachen“ und anderem Soldatenaberglauben bekannt, für den Satanismus der letzteren finden wir keine Belege. Anders die französischen Chauffeurs, die sogenannten „Brenner“. Hier treffen wir bereits den Satanismus in Verbindung

mit dem Verbrechen, die Karikatur der Messe und die Moral der Kainiten einträchtig beisammen.

Die „Sekte der Brenner“ bildete sich während der Zeit der „Vauderie“ und der Hugenottenkriege unter der Herrschaft Katharinas von Medici und ihrer Söhne aus den desperaten Elementen der verfolgten Ketzer zu einer Verbrechergruppe aus, der nichts mehr heilig war. Kein Rock, kein Gott! war ihre Losung. Es war die Antwort auf Heinrich IV. Schlagwort, daß „Paris eine Messe wert sei“. So die Behauptung katholischer Schriftsteller. Der Engländer Heckethorn, der vom anglikanisch-kirchlichen Standpunkt aus schreibt, widerspricht dem. Er ist der Meinung, daß „weil das geheime Rituale der Gesellschaft eine Art Messe umfaßt, diese „Brüderschaft“ nichts mit den Hugenotten gemein haben könne, sondern daß sie aus Verbrechern, Armen, „Opfern der Ungerechtigkeit“ usw. bestand. Bei der Verhöhnung ihres „Martyriums“, welche die Hugenotten im Canossagang ihres Königs Heinrich IV. erschauten, hatte das Konkordat, das er mit den Hugenotten abschloß, für Fanatiker des Buchstabens immerhin etwas Provozierendes. Sie konnten also doch, ganz abge-

sehen davon, daß jede Religionsgemeinschaft in der Kirche ihre „Messe“ haben will und unter anderem Namen auch hat, denn dem Höchsten opfern alle, die „Messe von Paris“ in ihren Versammlungen parodieren und sonst dem Rituale ihres Glaubens treu bleiben. Nach und nach wurden die Brenner dem „Satanismus“ in die Arme getrieben, und zwar weil ihnen ihre Glaubenstreue und ihr alter Hugenottentrotz die Verfolgung der Konkordatsregierungen zuzog. Sie waren fanatische religiöse Outsider und mußten, sobald ihre Alten und Gründer ausstarben — les vieux s'en vont! — zu Verbrechergruppen ausarten. Heckethorn sagt uns:

„Die Brenner waren eine, von einem einzigen Oberhaupt geleitete kompakte Körperschaft. Sie hatten eine eigene Religion und einen mündlich vererbten Sittenkodex von Zivil- und Kriminalgesetzen, die streng gehandhabt und eingehalten wurden ... Sie bildeten ihre Genossen von Jugend auf heran ... Die Macht des ‚Großmeisters‘ war fast unbegrenzt. Er verwaltete das Gesellschaftsvermögen — und wenn er durchging — was niemals vorkam — wurde er getötet und nicht, wie bei den

Sozialdemokraten, totgeschwiegen! — und ‚Herr über Leben und Tod‘. Jeder ‚Profane‘, d. h. Nichtgenosse, durfte bestohlen oder beraubt werden; davon lebte man ja! Aber wehe dem, der sich gegen einen Bundesbruder verging! Das erstemal wurde er mit dem dreifachen Wert des Gestohlenen bestraft, im Wiederholungsfall schwerer, schließlich zuweilen sogar mit dem Tode. In Gefahr mußte man einander beistehen, die Ehre der Gattinnen der Brüder mußte geachtet werden, uneheliche Verbindungen jeder Art — Konkubinat und Prostitution — waren bei strengen Strafen verboten.“ Das ist noch kein Satanismus. Doch hören wir weiter: „Der Gottesdienst der Brenner war eine Art Karikatur des kirchlichen ... An den Feiertagen lasen ihre Priester die Messe ... Ihre Predigten bestanden in Weisungen bezüglich der besten Arten, den Zweck des Bundes zu erreichen und den Verfolgungen der ‚Profanen‘ zu entgehen ... Was die Scheidung zwischen Eheleuten betrifft, so konnte sie nicht nur wegen Untreue, sondern vernünftigerweise auch wegen Unverträglichkeit erfolgen — o! ihr weisen ‚Brenner!‘ — Der Priester bemühte sich nach Kräften, eine Aussöhnung

zu vermitteln; gelang ihm dies nicht, so sprach er öffentlich die Scheidung aus“ ... „Am ärgsten hausten die Chauffeurs während der Schreckensherrschaft. Zuweilen verkleideten ‚Brenner‘ sich als Nationalgardisten und verlangten im Namen des Gesetzes Zutritt. Stießen die Eindringlinge auf Widerstand, so wendeten sie Gewalt an; andernfalls begnügten sie sich mit dem Plündern. Hegten sie den Verdacht, daß die Beraubten ihnen noch vorhandene Schätze verheimlichten, so banden sie ihnen die Hände auf dem Rücken zusammen, brachten ihnen Messerschnitte oder Dolchstiche bei oder schlitzten ihnen den Bauch auf, warfen sie zu Boden und machten ihnen unter den Füßen Feuer an — daher der Name Brenner — bis sie den Versteck ihrer Schätze verrieten.“ Im Jahre 1799 wurden sie verraten und so ziemlich vertilgt. „Immerhin entwischte eine Anzahl und sie setzten ihre verbrecherische Tätigkeit jenseits des Rheines unter Führung des berüchtigten Schinderhannes fort usw.“ Da ist Falsches und Wahres miteinander vermischt. Die königstreuen Chouans mit den Chauffeurs und diese mit dem deutschen Räuberhauptmann Schinderhannes in Beziehung zu bringen, das ist ein starkes Stück.

seltsamer Geschichtsschreibung. Aber das ist bei einem Schriftsteller begreiflich, der von der „All-Schlaraffia“ sagt: „Der Oberschlaraff jeder Loge wird ‚Uhu‘ genannt, bei freudigen Kundgebungen rufen die Mitglieder ‚Aha!‘, bei Verletzung der Satzungen schreien sie: ‚Oho!‘ usw.“ Drei Behauptungen und ebenso viele Irrtümer.

Seltsamerweise ist die Sekte der „Brenner“, die schon im 16. Jahrhundert bestand, nach Heckethorn erst im Jahre 1790 getauft worden; eine Verwechslung der verbrecherischen „Brenner“ mit einer anderen frondierenden Sekte ist also nicht ausgeschlossen; indessen dürfte feststehen, daß in einer Zeit, in der in Frankreich fast alles Satansmessen lesen ließ, von der Herzogin bis zur kleinen Vorstadtkokotte, und es eine große Anzahl sogenannter Teufelspriester gab, auch die „Brenner“ dem Satanismus ergeben waren. Es scheint, daß sie schon zuzeiten Ludwigs XIII. Teufelspriester in ihren Reihen hatten; und was blutiger Hohn war, wurde Rituale. Bei der verbrecherischen gesellschaftfeindlichen Tendenz dieser gut organisierten, äußerst gefährlichen Sekte ist es erklärlich, daß sie hart verfolgt wurden, und daher bestrebt waren, durch Zaubermittelchen, Diebeslichter und Folterpulver ihre

Verfolger zu täuschen. Die „Brenner“ des 16. Jahrhunderts sind nicht die Verbrecher, welche sie im 18. Jahrhundert waren; damals hatten sie dasselbe Bestreben, wie andere Sektierer auch hatten, welche die offiziellen Glaubensartikel leugneten und bestrebt waren, mit oder ohne Hilfe des Teufels die Macht einer Priesterherrschaft und einer unduldsamen Dogmatik, eines Theologismus, welche gemeinsam mit mörderischer Energie die harmlosesten und von der Natur gewollten Betätigungen der Liebes- und Lebenslust mit den Hilfsmitteln einer fürchterlichen Askese bekämpften, zu brechen, um einer Religion der Lebensfreude Altäre zu errichten. Der böse Feind wurde zum guten Freund, der den großen Pan der alten Griechen und Römer in einem Ritual vertrat, in dem sich die „Erinnerungen an die antiken Priapkulte in eigenartigem Atavismus mit den Parodien der katholischen gottesdienstlichen Gebräuche vermischt haben.“ Irrende Priester, schöne Frauen gaben sich zu diesem Kult her. Der Frauenleib, von dem Heine sagt, daß er ein Gedicht sei, wurde zum Altar, auf dem in erotischer Verzückung alles dem großen Pan, dem Spender aller Lebensfreude, bacchanatisch opferte.

Die Erotik im Satanismus.

Der Satanismus ist in mehr als einer Beziehung eine atavistische Erinnerung an die antike Verherrlichung der Frauenschönheit, welche der Asketismus der weltflüchtigen Wüstenheiligen die „Pforte der Hölle" nannte und schlimmer entweihte, wie das Ritual der Satansmesse selbst. Aber auch hier gilt im gewissen Sinne das Wort der Frau von Staël: tout comprendre, c'est tout pardonner. Die Welt ist eben schneller verrückt zu machen, als zu heilen, das trifft wenigstens auf die meisten teufelsanbeterischen Sekten zu. Man wird einmal nicht im Handumdrehen Satanist, und ich kann ruhig behaupten, daß wer objektiv die Geschichte dieser irrenden Menschen liest, deren Religionsbedürfnis sie zu Verrückten machte, finden muß, daß sie in mehr als einer Hinsicht eine furchtbare Anklage gegen den kirchlichen und weltlichen Terrorismus des Mittelalters und dessen soziale Ungerechtigkeiten enthält. „Die Ketzereien der ersten christlichen Jahrhunderte," sagt Lombroso sehr richtig, „lassen sich in zwei deutliche Klassen teilen, die im Fleisch und die im

Geiste; diese, von denen die Sekte des Sabellius, des Eutyches, Symmachus, Jovianus Bedeutung haben, bezogen sich nur auf religionsphilosophische und abstrakt metaphysische Fragen; jene bedeuteten merkwürdige Verirrungen in der Sphäre geschlechtlicher Sinnlichkeit; dabei war unter allen diesen Ketzern die Lehre von der Gemeinsamkeit des Weibes und der Promiskuität des Geschlechtslebens am meisten verbreitet." Die erbitterte Opposition, welche die zahlreichen Ketzer im Geiste dem Papsttum machten, war die Veranlassung, ihre dualistische Weltanschauung als Satanskult zu brandmarken und mit Feuer und Schwert gegen sie zu wüten. Sie waren bald gezwungen, ihren Gottesdienst in Wäldern, versteckten Tälern usw. zur nächtlichen Stunde abzuhalten, und mußten erdulden, daß man auch ihnen dieselben Anklagen ins Gesicht schleuderte, welche man vielleicht mit Recht den Ketzern im Fleische machte. Gegen sie erhob man, wie noch heute gegen die orthodoxen Juden und die christlichen Missionare die Beschuldigung des Ritualmordes und eines Satanskultes von greulicher Unzucht. Das traf wohl zum Teile zu, denn es gab tatsächlich teufelsanbeterische Sekten mit Ritualmord und antikem

Priapkult; größtenteils aber war der Vorwurf wider besseres Wissen ein verleumderisch Mittel zu dem fürchterlichen Zweck, im Feuer der Scheiterhaufen jedwede kirchliche und politische Opposition, jedweden Drang nach christlicher Einfachheit, bürgerlicher Freiheit und sozialem Ausgleich zu ersticken. Uns interessieren Sekten, die im Laufe der Zeit zahlreich waren wie der Sand am Meer, nur die Genossenschaften der „Ketzer im Fleisch", die sogenannten Teufelsanbeter, zu denen ja unsere Hexen auch gehören sollten. Hier interessieren uns vor allem die Sekte der Nikolaiten, der Karpokratianer, der Kainiten, der Adamiten, die Luziferaner und der den Adamiten verwandten Picarden, in deren Ritual sich Satanskult und Priapkult grausig vermischten.

Die Nikolaiten, welche sich mit den Gnostikern in den Sekten der Fibioniten, Barboriten usw. verschmolzen, machte das Aufgeben jeden Schamgefühls zur religiösen Pflicht. Sankt Epiphanius beschreibt im 4. Jahrhundert ihre damaligen Ausschweifungen, „die alle den schrankenlosesten geschlechtlichen Genuß zum Ziele hatten".

Der Gnostiker Karpokrates, der um das Jahr 130 lebte, gründete eine Sekte, die sich

nach ihm nannte. Er war Leugner der Göttlichkeit Christi, Kommunist und für unbedingte Weibergemeinschaft. Das Schamgefühl, Sitte und Keuschheit, lehrte er, wäre eine Beleidigung Gottes. Kein Weib dürfe, so lehrte er, die auf ein natürliches Recht gegründete Bitte eines Mannes um ihre Gunst zurückweisen. Sein Sohn Epiphanius, der größere Prophet, dem seine Anhänger göttliche Ehren erwiesen und in der Stadt Kephalonia auf Samos einen Tempel errichteten, machte durch schöne Missionarinnen zahlreiche Proselyten. Die Sekte versammelte sich nachts zu ihrem scheußlichen Kult, bei dem, jedenfalls zum Hohn auf die Askese der ersten Christen, gut gegessen und getrunken wurde. Nach dem Dankgebet rief dann der Älteste aus: „Fern von uns die Lichter und die Profanen!" In der Dunkelheit fand dann eine scheußliche Orgie „ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Verwandtschaft" statt.

Noch schärfer kam der Satanismus bei den Kainiten, einer Sekte der gnostischen Ophiten, zum Durchbruch. Der Triumph der Materie über den Geist war das Ziel ihrer Lehre. Sie beteten daher den Teufel an, billigten den Brudermord Kains, die Verbrechen Esaus,

Korahs und der Sodomiten, den Verrat Judas Ischariots, den Geschlechtsgenuß bis zur Promiskuität, die Prostitution bis zum Incest und die mann-männliche Liebe, die Tribadie usw. bis zur Sodomie. Mit einem Wort, sie setzten das Gute ab, um das Böse zu verehren. Um die Frauen für diese monströse „Religion" zu gewinnen, lehrte eine schöne Tribade namens Quintilia den Frauen die „Moraltheologie" der Sappho mit solchem Erfolg, daß die ungeheuerliche Sekte sich im Norden Afrikas und besonders in dem lasterhaften Karthago riesig ausbreitete. Die Propaganda dieser seltsamen Prophetin illustriert sehr deutlich die bekannte Petition auf Aufhebung des § 175 unseres Strafgesetzbuches derart, daß ihn ein weiser Gesetzgeber statt aufzuheben, im Sinne des österreichischen Strafgesetzbuches auch auf Frauen ausdehnen müßte. Ich für meinen Teil habe diese Forderung in meiner „Geschichte der Prostitution" bereits gestellt und kann sie nur wiederholen. Die verbrecherische und revolutionäre Tendenz der Kainiten, dieser fürchterlichsten Sekte, und ihr Satanismus äußert sich darin, daß sie die Schlange, welche im Paradiese Eva verführte, zu ihrer Himmelskönigin

machten, die sie anbeteten. Zu verwundern ist nur, daß diese satanisch-sodomitische Sekte ein ganzes Jahrhundert lang, und zwar vom 2. bis 3. Jahrhundert die Welt verpesten konnte.

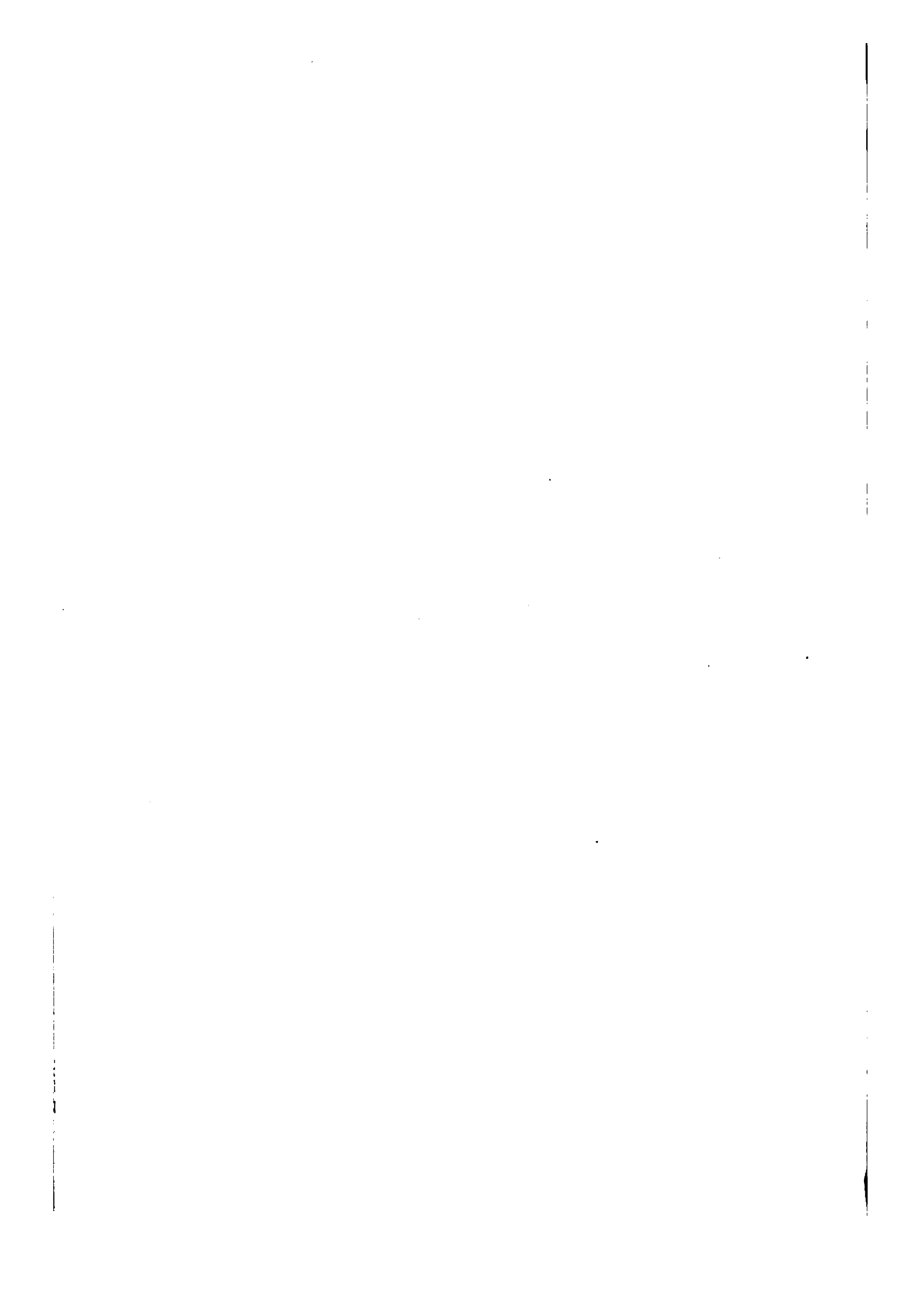
Um dieselbe Zeit gründete der Karpokratianer Prodikus die Sekte der Adamiten, welche zur Wiederherstellung des Paradieses völlig nackt gingen und am hellen Tag in voller Öffentlichkeit den Geschlechtsakt auszuüben für ihr Seelenheil ersprießlich hielten. Prodikus forderte sogar ausdrücklich „die öffentliche Vermischung beider Geschlechter", hielt es aber doch, zumal es bald Märtyrer gab, für angebracht, dieses Gebot zu modifizieren und sich damit zu begnügen, daß die Gemeinde in ihren Versammlungen hinter Mauern zwar, aber doch bei vollem Licht, sein schändliches Gesetz erfüllte. Die Adamiten, Männer und Frauen, beteten ganz nackt usw. Nach ihrer Behauptung glaubten sie durch den Tod Christi den Unschuldszustand der ersten Menschen im Paradiese erlangt zu haben; aber sie betrugen sich ganz anders, zumal sie auch der Weiber- und Männergemeinschaft bei ihren zynischen Wiederholungen des ersten Sündenfalls huldigten. Der Belgier Picard und die „Brüder und Schwestern

des freien Geistes" griffen im 15. Jahrhundert den Gedanken des Prodikus vom wiedergewonnenen Unschuldszustand auf und traten nun nackt vor ihren Altar. Doch hatten sie keine Weibergemeinschaft. Vielmehr erhielt Adam seine Eva, über deren Vorzüge er sich an den „Betabenden" ja leicht überzeugen konnte und einer „Roßtäuschung" nicht ausgesetzt war, durch Vermittlung des Sektenbischofs. Die Adamiten flüchteten, als man unter ihnen aufzuräumen begann, zu der ihnen gesinnungsverwandten Sekte der Nikolaiten. Die Hussiten, die längst Anstoß an dem Treiben der letzteren genommen hatten, rotteten die sonderbaren Schwärmer erbarmungslos aus und schonten selbst ihre Weiber nicht, „die meist schwanger waren, hartnäckig jede Kleidung zurückwiesen und im Kerker unter Lachen und Singen gebaren". Man hätte sie besser kuriert, würde man sie in Grönland kolonisiert haben. Der „Unschuldsgedanke" war indes so stark, daß die Sekte 1848 in fünf Dörfern des Chrudimer Kreises und in unserer Zeit in Amerika, dem Lande der unbegrenzten Sektenwut, unter den Perfektionisten, den Bibelkommunisten der Oneidagemeinde, wieder auflebte. Auch bei uns kommt es hin und wieder vor,



Die Wahrsagerin la Voisin

Fischer, Aberglaube V. Strecker & Schröder, Stuttgart



daß Lebemänner und Lebedämchen „Paradies spielen", aber das hat mit dem Teufelsglauben der Kainiten und Adamiten weniger zu tun, als es gegen die Satzungen unserer hochweisen Sittenpolizei verstößt.

Die Teufelsanbetung.

Wie ich schon früher* erwähnte, beschuldigte man auch die Manichäer, Katharer, Waldenser und Albigenser, und zwar wider besseres Wissen des Satanismus und der Teufelsanbetung. Allerdings ist es Tatsache, „daß im dunkeln Mittelalter die von weltlichen und kirchlichen Unterdrückern grausam gequälten, planmäßig an Aberglauben gewöhnten Massen, wenn sie sich von den Göttern und den Heiligen verlassen sahen, sich in ihrer Verzweiflung manchmal um Schutz an den Teufel wandten, und daß so allmählich eine Art Teufelsanbetung entstand", zumal ja die einstige Wiedereinsetzung des Teufels nicht unmöglich scheint, da sie Sache Gottes und nicht des — Theologismus

* „Aberglaube aller Zeiten", Band 1: Geschichte des Teufels.

ist, dessenungeachtet sind die meisten der Teufelsanbetung bezichtigten Sekten frei von dieser Schuld. Das gilt in erster Linie von den Stedingern, die Konrad von Marburg als Teufelsanbeter dem Papst Gregor IX. denunzierte, der sie in seiner Bulle vom Jahre 1233 „Luziferianer" nannte und aller möglichen Schandtaten beschuldigte, weil einige unter ihnen, ein paar hundert Menschen unter einem ganzen Volk, meinten, „Gott habe Luzifer ungerechterweise in die Hölle verbannt", daher glaubten, „daß der Satan schließlich wieder in seinen einstigen Zustand der Glorie und des Ruhmes eingesetzt werde", und sich mit den Worten begrüßten: „Luzifer, dem unrecht geschah, grüßt dich." Das ist möglich und sogar glaubhaft. Ein kleiner rabiater Bruchteil mag statt des verhaßten, tyrannischen, macht- und geldgierigen Bischofs von Bremen den Teufel selbst einsetzt haben, aber die scheußlichen Zeremonien des Hexensabbats, die zu üben, man sie beschuldigte, sind ihnen von dem fanatischen Mönch einfach angedichtet. Das gilt von dem unanständigen Kuß, dem Poderkuß des Teufels, wie von der Beschuldigung scheußlicher geschlechtlicher Orgien, zu denen sich die stolzen,

sittenstrengen Stedinger um so weniger verstehen konnten, als ihnen nicht zuletzt der skandalöse Lebenswandel ihres Bischofs, des edlen Gerhard II. von Bremen, Grund genug zur Empörung war, durch welche sie ihm die Mittel für seine Orgien etwas beschneiden wollten. Die frommen „Ewigen Evangelisten" glaubten dasselbe, was die paar stedingischen Luziferianer auch glaubten, ohne der Teufelsorgien beschuldigt zu werden. Und wie wurden die Begharden erst nicht verhätschelt, die weitaus sittenloser und satanistischer waren, wie die biederen Stedinger, die mit denselben Verleumdungen beladen und bekämpft wurden, wie später die notorisch unschuldigen Tempelherren, die Papst und König dem Scheiterhaufen überantworteten, um sich ihrer reichen Güter zu bemächtigen.

Mit den Teufelsmessen der meisten Sektierer verhält es sich so wie mit den Giftmordsanklagen gegen die Hexen und der Teufelsbuhlschaft, an der nur das war, daß unternehmende Abenteurer auf Kosten des Teufels die jungen Hexen anführten und daß die alten Vetteln mit Hilfe ihrer Salben sich einen erotischen Rausch verschafften, in dem sie mit jungen Teufeln scharmierten. Kein Zweifel! Satansmessen gab

es in Hülle und Fülle, und zwar nicht nur zum Troste Verzweifelter, sondern bewußt zu verbrecherischen Zwecken, zur Giftbereitung, Mischen von Liebestränken und Ambrosiatica u. dgl., aber ich bezweifle stark, ob bei der Anbetung des Bockes, der an den Bock im Tempel von Mendes erinnert, der Poderkuß usw., das Verschlucken des Speichels einer Kröte, wie angeblich bei den Stedingern, oder der genitale Kuß und die angeblichen Scheußlichkeiten des Sabbats der Zauberer von Logrono üblich waren. Zur Parodie auf die kirchliche Messe war das überflüssig und keineswegs geeignet, worauf es doch den Häuptern der einzelnen Sekten ankommen mußte, Proselyten anzulocken! Es genügte zur Verhöhnung der Priestermesse, wenn der nackte Leib eines schönen Weibes, das von der Kirche mit Füßen getreten, als Pforte der Hölle und Vernichterin des paradiesischen Unschuldszustandes verfemt ist, den Altar bildete — genügte, wenn aus ihrem Blute auf ihren Lenden Satan — im Hexensabbat figuriert er selbst als Priester — oder bei den gewöhnlichen „Schwarzen Messen" sein Priester die Hostie knetet und das Liebesmysterium vollzieht, das im schroffen Gegensatz

zu der von der Kirche mit Gnadenmitteln höchster Art überschütteten unfruchtbaren Keuschheit steht, und die Religion der Liebe verkündet, deren Priesterin und Göttin das herrlichste Gebilde der Natur, das jugendliche Weib, nicht ohne Grund war. Daß bei diesen Zeremonien, welche mehr als ein erotisches Schauspiel darboten, wie Michelet andeutet, „die durch den Willen des Barons getrennten Liebenden ihre Tränen und Küsse vermischten", und Gnade fanden, wenn sie ihrer Liebe folgten, welche die Kirche im Interesse des Herrn verdammte, ist erklärlich.

Vergessen wir nicht, daß zu den Satanisten auch die Sekten im 12. und 13. Jahrhundert gezählt wurden, die in Anbetracht der ungeheuerlichen, schädlichen Folgen des Kirchenbannes in politischer und sozialer Hinsicht, die Autorität des Papstes und der Bischöfe hier beschränkt wissen wollten und die Gültigkeit des Kirchenbannes leugneten!

Vergessen wir nicht, daß auch Luther ihnen beigezählt wurde, heißt es doch in der 1582 zu Ingolstadt erschienenen „Historie von dem Leben Luthers" wörtlich: „Seine Mutter, die hieß Margreth, die hatte ihn, wie viele gelehrte, ansehnliche und fürtreffliche Männer dafür halten,

von einem bößen Geist oder Teuffel empfangen, der in Gestalth eines jungen Gesellen offtermahlen zu ihr kommben usw.“; und daß in diesem Sinne von den Kanzeln herab gegen Luther gepredigt wurde und von Fanatikern noch gepredigt wird; hat doch neulich noch in einer ultramontanen österreichischen Zeitung irgendein Wüstenheiliger geschrieben, daß unser Herrgott gut päpstlich und katholisch gesinnt sei.

Der Satanismus der „Zauberer von Logrono“.

An anderer Stelle* habe ich bereits angedeutet, daß der von Llorento in seiner „Geschichte der Inquisition“ ausführlich geschilderte Prozeß gegen die Zauberer von Logrono vom Oktober und November 1610 eine wahre Fundgrube für die Erforschung des Hexenwahns, der „Schwarzen Messe“, der „teuflischen Zauberei des Giftmischens“ und des verbrecherischen Aberglaubens jener Epoche ist. Die Politik

* „Aberglaube aller Zeiten“, Band 3 und „Kriminalprozesse aller Zeiten“, Band 6.

der alten Kirche, planmäßig und gründlich den Teufelsglauben in den ungebildeten, der lateinischen Sprache unkundigen Massen großzuziehen, rächte sich durch ihren kurzsichtigen Übereifer, zumal das durchaus nicht einwandsfreie Verhalten des höheren und niederen Klerus, welches sogar einzelne um ihre Hausehre besorgten „Stadtväter" zwang, sich geistliche Hirten zu erbitten, die Konkubinen besitzen, gemaßregelten Priestern und anderem gefährlichen Gesindel Veranlassung gab, den Teufel gegen die Kirche auszuspielen und von einer von „Mönchen und Päpsten" besetzten Hölle zu fabeln. Was Luther und die Seinen über den Papst usw. dachten und schrieben, drang auch ins Volk. Es gab bald Zeiten, in denen ein Hauptagent der Hölle bessere Geschäfte machte, wie ein pensionierter Offizier heute als Agent einer unserer Lebensversicherungsanstalten. Wie leicht ist nicht ein verärgerter, unterdrückter und verfolgter Mensch zu leiten, der an seinem eigenen Leib erfahren hat, wie sehr manchmal Macht vor Recht geht! Ich will gar nicht die Tatsachen bezweifeln, daß z. B. die Hauptzauberer von Logrono den Teufelssabbat feierten, er gehörte zu ihren Beschwörungen, ihren Mysterien und

ihrem Hokuspokus; ich bezweifle und bestreite nur, daß der Teufel dabei war. Wer ungefähr weiß, wie viele Menschen von Bildung heutzutage an den Spiritismus und den Fakirismus glauben, wer gesehen hat, mit welchem entsetzungsvollen Erstaunen unsere Küchendragoner mit ihren Schätzen in einer Jahrmarktsbude der „Enthauptung eines Menschen“ zusehen, der wird auch die schlauen Betrüger, und das waren die Zauberer und Nekromanten jener Zeit, in der ein Cagliostro selbst Könige nasführen konnte, durchschauen, welche ihren Adepten und Anhängern tatsächlich die Anwesenheit des Satans bei ihrem Sabbat und seinen Mysterien vorgaukelten. Der Bock war natürlich auch dabei, vielleicht ein besonders schönes, großes und schwarzes Exemplar aus einer anderen Zucht als der landläufig bekannten. Und wie leicht es ist, den Teufel zu spielen, der „mit der Feder am Hut und dem Degen an der Seite“ kam, beweist der Mephisto auf unseren Bühnen, den mancher Zauberer gewiß realistischer spielte, wie der auf dem hohen Kothurn schreitende, pastorale Herr von Possart. Das und die im vorigen Bande meines „Aberglaubens aller Zeiten“ geschilderten Begleit-

erscheinungen der großen Hysterie, welche die von ihr heimgesuchten Unglücklichen in erotischen Halluzinationen mit Teufeln schwelgen läßt, erklärt mir zur Genüge die Anwesenheit Seiner infernalischen Majestät bei dem ihr zu Ehren und Anbetung veranstalteten Sabbat! Auch hier gilt das Wort des Dichters: „Weshalb denn in die Ferne schweifen!"

Die Kunst, tödliche Gifte zu verfertigen, so ungefähr heißt es im Resümee der Inquisitoren von Logrono, ein Resümee, das zugleich für die Hexenrichter aller Orten eine „geistliche Belehrung" bilden sollte, kennen nicht alle Zauberer und Hexen. Dies Talent ist eine besondere Gabe, eine besondere Macht, die der Teufel nur seinen vertrautesten Anhängern verleiht. Der Teufel zeigt Tag und Ort an, wo man sich die Stoffe und Ingredienzen der Gifte verschaffen muß; dies sind Kröten, Schlangen und Eidechsen beiderlei Geschlechts, Schnecken, Würmer und Insekten. Er segnet die Tiere und Pflanzen. Den Zauberern dagegen überläßt er den unangenehmen Teil des Werkes, sie müssen die Kröten und übrigen Reptilien mit den Zähnen abziehen, dann werden die abgehäuteten, noch zuckenden Tiere in Stücke

geschnitten, in einen Topf gelegt, mit kleinen Knochen und Gehirn von christlich begrabenen, aus den Kirchhöfen genommenen Menschen vermischt, daran das grünliche Wasser von Krötenteufelchen gegossen, alles gesotten und so verdünstet, daß es zu einer Masse zusammengekocht, die man erkaltet zerreiben und zu Pulver in einem Mörser zerstampfen kann. Dazu wird dann das Wasser der Tiere getan. Das Ganze gibt eine giftige Salbe, mit der alles Unheil über die Menschen zu bringen ist. Es schmeichelte ihm, dem Teufel, keiner so sehr, als wenn er aus den Kirchhofgräbern Leichname raubte und ihre Knochen, ihr Hirn usw. mit Wasser der Kröten zu einer Suppe kochte und aß. Wenn die Zauberer dies gräßliche Mahl bereiten wollten, das Köstlichste, sagt man, das ihrem Gebieter geboten werden könne, suchen sie unter seiner Führung den Leichnam eines kleinen Kindes, das, ohne die Taufe empfangen zu haben, gestorben und begraben ist, schneiden ihm einen Arm ab, den sie an den Fingern anzünden; mittelst dieses Lichtes sehen sie überall, während niemand sie sieht. Die Vertrauten dieses Teufels waren also Banditenchefs, welche durch Vorspiegelung ihrer satanischen Beziehung mehr

Macht über ihre Genossen und dementsprechend einen höheren Gewinn am Raubanteil oder dem Anteil der Giftmorde sich sichern wollten, die damals schon allgemein im Schwunge waren und gewissermaßen epidemisch geschahen, weil allgemein, und nicht nur in Spanien, die Erben danach trachteten, ihr Erbe, das sie gefährdet wußten, weil die Erbschleicherei der sogenannten „toten Hand" en vogue war, schneller zu erlangen, als es die Konstitution der Erblasser verhieß. Die spanischen Klöster hatten damals einen großen Magen, und die Mönche verstanden es vortrefflich, am Sterbebett reicher Leute dafür zu wirken.

Die zauberische Giftmordepidemie in Frankreich.

Nicht anders war es in Frankreich zur Zeit der großen Giftmordepidemien unter Ludwig XIV., der Satansmessen der Guibourg und der Giftkünste einer Voisin, einer Filastre und Bosse, einer Vigoureux und Delagrange und deren Agenten und Helfershelfer. Während bei uns das 17. Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen

Krieg besonders die Hexenprozesse bis zur Wut und zum Verderben ganzer Ortschaften sich steigerten, so daß es aussah, als sei die Vertilgung des weiblichen Geschlechtes vom Schicksal bestimmt, grassierte in Frankreich eine zauberische Giftmordepidemie in Verbindung mit abergläubischen Kindermorden und „Schwarzen Messen".

In Deutschland, wo in amtlichen Protokollen die Hexen oft Venefica, Giftmischerinnen genannt worden, war man von dem zauberischen Giftmischen auffallend verschont geblieben. Das war mittelalterliche Spezialität Italiens, die durch Katharina von Medici und ihre Nekromanten, Zauberer und Alchimisten nach Frankreich verpflanzt wurde.

Marino erzählt in seiner Schrift über die Acqua Tofana, daß die im Jahre 1632 als Giftmischerin und Gifthändlerin zum Tode verurteilte und hingerichtete Teofania zugleich im Rufe einer Zauberin stand. Eine ihrer Schülerinnen brachte 1642 in Neapel so viel Gift, daß ein allgemeines Sterben begann. Die Giftwut griff auch nach Rom hinüber, wo vier Weiber, die Spinola, die Spana, die Grandis und die Crispolti, welche besonders bei den

Damen der Aristokratie als Wahrsagerinnen und Prophetinnen in hohem Ansehen standen, das „Manna di San Nicola" fabrizierten. Es war ein Arsenikpräparat. Die vier Damen hatten denselben Ruf in der vornehmen Welt, den noch heute in China die Mi-fu-kan, eine Art chinesischer Zauberinnen, haben, welche die Kunst besitzen, den Ehemann im geheimen umzubringen, und daher eine bedeutende Kundschaft unter den Frauen besitzen sollen.

Die Verbrechen und die sensationelle Hinrichtung der Marquise Marie Brinvilliers vom 17. Juli 1676 waren kaum vergessen, als dem berühmten Kriminalbeamten Desgrez das plötzliche Sterben zahlreicher, hoher Persönlichkeiten, wie der Herzogin Henriette von Orleans, des Herzogs von Savoyen und anderer auffiel. Auch hatte er erfahren, wie die Beichtväter von Notre-Dame und der vornehmsten Viertel, ohne Namen zu nennen, betonten, daß ihnen in letzter Zeit auffallend viele Giftverbrechen gebeichtet würden. Er verständigte seinen Chef, den berühmten Polizeileutnant de la Reynie, der ihm Vorsicht und Wachsamkeit empfahl. Noch fürchtete der energische, pflichtgetreue Chef der Polizei, dem nicht unbekannt blieb, daß

ganz Paris von Giftdünsten geschwängert war, der aus anonymen und anderen Denunziationen wußte, daß man mit Gift das Glück korrigiere, den unvermeidlichen, in Anbetracht der politischen Engagements des Königs aber staatsschädigenden Skandal.

Trotz seiner Informationen aber wußte La Reynie nicht und vermochte es nicht zu glauben, daß in Paris unter seinen Augen, daß Gift, wie er später selbst niederschrieb, „beinahe das einzige Mittel war, zu welchem man in allen Familienschwierigkeiten griff", daß und weshalb „Gotteslästerungen, Tempelschändereien — es sind hier die Entweihungen der Hostien zum Zwecke der Satansmessen gemeint! — Greuel aller Art" an der Tagesordnung waren.

In der Tat, der Prozeß der Marquise war nichts als ein Schlag ins Wasser. Abschreckend wirkte er so wenig auf die Gifthändlerinnen, die „devineresses", wie man sie nannte, als ihre Klienten. Daß die Kunst des Alchimisten Sainte-Croixs, eines Mitschluldigen und Liebhabers der Marquise, welcher von dem Italiener Exili in der Bastille die Kunst des Giftmischens erlernte, den Charakter einer Industrie annehmen konnte, und daß diese Industrie ganz Paris,

den Hof nicht ausgenommen, mit ihren Erzeugnissen beglückte, davon ließ sich La Reynie nichts träumen!

Das Lieblingswort Napoleons: „Impossible n'est pas un mot français" hatte schon damals, wie heute auch noch seine Berechtigung. Jeder Kontrast ist in Frankreich immer möglich und stets möglich gewesen! Die vornehmsten, bigottesten Damen vergifteten Männer, Vater, Rivalinnen und — beichteten es. Die Mutigeren gingen in den Beichtstuhl, die Feigen ahmten der Brinvilliers * nach und schrieben Beichtzettel, die

* Der Beichtzettel der Marquise de Brinvilliers hat folgenden Wortlaut: „Ich bekenne, Feuer angelegt zu haben. — Ich habe mein Verlangen an meinem Bruder gestillt, an diesen oder jenen denkend. — Ich gestehe, selbst Gift genommen zu haben. — Ich bekenne, einer Dame Gift zur Ermordung ihres Mannes gegeben zu haben. — Ich bekenne, meinen Vater nicht geehrt und ihm die schuldige Achtung nicht erwiesen zu haben. — Ich bekenne, Incest begangen zu haben, dreimal in jeder Woche, zusammen vielleicht dreihundertmal, et manustuprationes vierhundert- oder fünfhundertmal. — Und ich habe Liebesbriefe geschrieben; ich bekenne, dadurch allgemeinen Anstoß erregt zu haben, auch bei meiner Schwester und einer Verwandten. Ich war ein junges Mädchen und er ein Knabe (ihr Vetter). — Ich habe mehrfach mit einem verheirateten Manne Ehebruch getrieben (mit Sainte-Croix), 14 Jahre lang.

sie in die Beichtstühle niederlegten. Ein solcher, am 21. September 1677 in den Beichtstuhl der Jesuitenkirche niedergelegter Beichtzettel enthüllte einen Plan zur Vergiftung des Königs

---

Ich bekenne, ihm, der mich ruiniert hat, viel Geld und Gut gegeben zu haben. Bis peccadi immundum peccadum cum isto. Ich bekenne, ihm gefolgt zu sein, um mich mit ihm zusammenzufinden, obgleich mein Vater, nachdem er das große Ärgernis gesehen hatte, ihn internieren ließ. Unter meinen Kindern sind zwei die Früchte dieser Liebe. (Sie nahmen, wie alle ihre Kinder, nach ihrer Hinrichtung mit Erlaubnis des Königs den Namen d'Offémont an.) Ihr werdet sehen, wie ich sie versorgen will. — Ich bekenne, mit einem deutschen Vetter meines Mannes zweihundertmal fleischlich verkehrt zu haben. Er war verheiratet. — Ich bekenne, daß ein Jüngling me stupravit, als ich sieben Jahre alt war. — Ich bekenne, manu peccavisse cum fratre meo (den sie später vergiftete), vor meinem siebten Jahre. — Ich bekenne, posuisse virgunculam super me, indem ich mich an ihn drängte. — Ich bekenne, meinen Vater selbst vergiftet zu haben. Ein Diener reichte ihm unwissentlich das Gift. Es nagte an mir, daß dieser Mann inhaftiert wurde. Außerdem begehrte ich das Vermögen meines Vaters. Ich habe meine beiden Brüder vergiften lassen, und ein Jüngling ist dafür gerädert worden. — Ich habe meinem Vater oft den Tod gewünscht, und meinen Brüdern dreißigmal. — Ich hatte den Wunsch, meine Schwester zu vergiften, weil sie meine Lebensführung abscheulich nannte. — Einmal habe ich Droguen

und des Dauphins. Die eingeleiteten Recherchen La Reynies führten zur Verhaftung des ehemaligen Offiziers de Vanens und seiner Maitresse Finette. Die bei ihm vorgefundenen Papiere

---

genommen, um zu abortieren. — Ich bekenne, meinem Mann fünf- oder sechsmal Gift gegeben zu haben. Ich bereute es, habe ihn gut gepflegt, und er genaß. (Nach anderer Quelle war es Sainte-Croix, der ihm Gegengift gab, um sie nicht heiraten zu müssen.) — Ich bekenne, Gift genommen zu haben und eine meiner Kreaturen, weil sie mir drohte, Gift gegeben, zu haben. Ich habe siebenmal, ohne den Vorsatz der Besserung, zu Ostern gebeichtet und kommuniziert. Ich habe dann dasselbe unordentliche Leben fortgesetzt, ohne zu beichten. — Ich habe ein Haus auf unseren Gütern anstecken lassen, um mich zu rächen. Lombroso in „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte" bemerkt hiezu: „Es zeigt sich darin, wie ein intensiv religiöses Gefühl (!) das Bedürfnis bedingt, das Bekenntnis in fester Form zu Papier zu bringen", was später zu ihrer Überführung diente. Das ist unserer Ansicht nach nur ein Gewohnheitsgefühl, welches durch das Mittel der Ohrenbeichte großgezogen, auf die Absolution spekuliert, die unter Umständen staats- und gesellschaftsgefährlich wirkte. „Es ist nicht lange her," erzählt Maggiorani, „daß die Diebe und Camorristen von Neapel der Klosterkirche von Sankt Pasquale reiche Geschenke gab und der Erzbischof an den Türen der Kathedrale die Liste des Ablaßpreises für begangene Verbrechen anheften ließ." Nicht jeder Verbrecher aber ist so schreibselig, wie die gute Marquise von Brinvilliers!!

erwiesen, daß er Mitglied einer Verbrechergesellschaft von Betrügern, Falschmünzern, Alchimisten, Zauberern, Hexenmeistern, Abenteurern, bankerotten Edelleuten, wuchernden Bankiers, ruinierten Offizieren, Geistlichen, Kokotten und Kammerdienern der Vornehmsten war. Die Untersuchung wurde durch allerlei Einflüsse verzögert und hinausgeschleppt. Man wagte offenbar nicht in das Wespennest zu greifen, als im Dezember 1678 der Winkeladvokat Perrin dem Polizeihauptmann mitteilte, daß, als er bei der Frau des reichen Damenschneiders Vigoreux dinierte, die im Geruche der Hexerei stehende Witwe Marie Bosse, eine ziemlich gesuchte Kartenlegerin, mit ihrer Bekanntschaft von Herzoginnen, Prinzen usw. im Weinrausch renommiert und gemeint habe, „noch drei Vergiftungen, und sie könne sich von den Geschäften zurückziehen". Der Kriminalbeamte, eben Desgrez, nahm die Denunziation ernst und schickte die schöne Frau eines seiner Detektivs zu der Kartenlegerin, mit dem Auftrag, sich über ihren Mann zu beklagen und zu sondieren, ob diese ihr helfen könne. Schon beim zweiten Besuch bot ihr die Gifthändlerin gegen Zahlung einer hohen Summe das Mittel zur Beseitigung des

Mannes mit dem Scherz an, es sei sicheres „Erbschaftspulver“, das in Mode wäre.

Nun griff Desgrez zu. Am 4. Januar 1679 verhaftete er die Witwe Bosse, deren Tochter Manon, einige Tage später die Vigoureux und am 12. März die La Voisin genannte Frau eines Juweliers, die größte Verbrecherin aller Zeiten; dann die Leroux, die Delagrange und den feigen Zauberer Lesage.

Die „Schwarze Messe“ oder „Satansmesse“.

Desgrez und La Reynie ermittelten, daß es damals vierhundert Wahrsagerinnen und Zauberer in Paris gab, die sich mit Giftmischen, Kinderabtreibungen usw. befaßten, und daß für „gute Giftmorde“ oft 50000 Franken nach heutigem Geld bezahlt worden seien. Lesage gestand sofort, daß die meisten Alchimisten, die offiziell nach dem Stein der Weisen suchten und Gold machten, meist einen lukrativen Gifthandel betrieben. Die Bosse erklärte, daß Paris voller Schatzsucher und Teufelsanbeter sei. Um den Teufel zu bewegen, den Ort vergrabener Schätze anzugeben, feiere man

sogenannte Satansmessen, bei denen Kinder geopfert würden.

Als der entsetzte Polizeichef das nicht glauben wollte, rief sie Lesage zum Zeugen auf. Lesage bestätigte die fürchterliche Aussage und erklärte das Rituale dieser Messe. Wenn man die Messe feiern wolle und eine vor der Entbindung stehende Frau gefunden habe, so bringe man letztere in einen von schwarzen Kerzen umgebenen Kreis. Nach der Geburt weihe die Mutter dem Teufel ihr Kind. Der Priester töte es durch einen Schnitt in den Hals und fange das Blut in einem Kelch auf, wo es mit dem Blute von Fledermäusen usw. und Mehl vermischt würde. Aus diesem gräßlichen Gemisch würden die Teufelshostien im Verlauf der Messe, wobei der nackte Leib einer Dirne als Altar diente, geknetet und geweiht werden. „Diejenigen, auf deren Leib die Messe gelesen wurde,“ heißt es in den Akten der Bastille, „lagen völlig entblößt auf einem als Altar dienenden Tische mit ausgestreckten Armen, in jeder Hand eine brennende Kerze. Manchmal zogen sie sich nicht aus, sondern streiften nur ihre Kleider bis an den Hals hinauf. Den Kelch stellte der die Messe nach kirchlichem Ritus lesende, mit

dem Chorhemde, der Stola und der Armbinde bekleidete Priester — bei den Satansmessen der Voisin und ihres Liebhabers Lesage war es meist der ehemalige Almosenier des Grafen von Montgommery und Sakristan von Saint-Marcel in Saint-Denis, der alte und schielende Abbé Guibourg — auf den nackten Leib." Handelte es sich um Liebestränke, so wurde die Leiche einer Frühgeburt verwandt, deren Blut und Asche mit dem Schweiß usw. der Bestellerin vermischt wurde.

Der Verbrauch von Kindern war ein ungeheurer, weshalb auch die Voisin sich mit Abtreibungen befaßte und andere Wahrsagerinnen ihre eigenen Kinder opferten. Sie kaufte die unehelich geborenen und ausgesetzten Kinder auf; „unvorsichtige Mädchen, leichtsinnige Frauen, welche die Früchte eines unerlaubten Verhältnisses beiseite schaffen wollten", wandten sich an sie; allein auch das genügte nicht dem Bedarf, man ließ die Kinder von der Straße entführen.

Im Jahre 1676 wäre es in Paris beinahe zu einem Volksaufstand gekommen, weil es hieß, daß die Hexen Kinder raubten, um sie abzuschlachten. Das Volk lynchte einige Frauen,

die es im Verdacht hatte, Kinder zu stehlen. F. Funck-Brentano, einer der bedeutendsten Forscher der Neuzeit, sagt in seinem nach den Archiven der Bastille verfaßten hochinteressanten Werk über „Die Giftmord-Tragödie“, daß in dem Saal, wo die Voisin ihre Konsultationen hielt, ein Ofen war, in welchem sie die abgetriebene Frucht verbrannte. Die furchtbare Verbrecherin gestand freiwillig, die Asche und das Blut von mehr als 2500 zu früh geborener Kinder zur Bereitung von Liebestränken und den Satansmessen gebraucht zu haben. Als ihre eigene Tochter ihrer Entbindung entgegensah, flüchtete sie, um ihr Kind in Sicherheit zu bringen. Dabei war das Scheusal bigott. Sie taufte ihre Opfer und gab allen ihren Kunden den Befehl, vor Gebrauch ihrer Gifte und Liebestränke zu fasten und zu beten. Sie selbst beichtete und kommunizierte häufig. „Man bestellte die Zauberin zu sich ins Haus, in die Salons, wie heutzutage beliebte Sängerinnen“ und zahlte, was sie forderte; ihr Einkommen betrug jährlich rund 100000 Franken, das sie zum größten Teil für ihre Liebhaber, Lesage, den Grafen Labatie, den Vicomte von Gousserand, u. a. auch André Guillaume, den

Henker der Brinvilliers, und für ihre Toilette verausgabte. So trug sie in ihren Seancen einen Überwurf aus dunkelrotem Samt mit 205 echtgoldenen Doppeladlern besät und mit kostbarem Pelz gefüttert. Das aus meergrünem Samt bestehende Kleid war mit den teuersten Spitzen garniert, die Schuhe mit Gold gestickt. Das Ganze hatte 75000 Franken nach dem heutigen Geldwert gekostet.

Die gefährliche Verbrecherin war in ihrer Jugend sehr schön und in ihren späteren Jahren verführerisch und leidenschaftlich. Sie verstand zu tafeln, war aber angetrunken ordinär wie ein Fischweib. Sie konnte sich das leisten, erhielt sie doch, was sie forderte. Alle kamen zu ihr in ihren Nöten, die Damen und Herren vom Hofe, Prinzen, Fürsten, Herzoginnen! „Alle, ja alle,“ sagt Dr. Legué in seinem Buch „Ärzte und Giftmischer“, „wollten von ihr Zaubertränke für den Tod verhaßter Ehegatten, um ihre Geliebten zu bezaubern, ihre durch Ausschweifung verlorene Kraft und Schönheit zu erneuern, um die Frucht der Sünde zu ersticken, um zu erben.“

Was sie forderte, erhielt sie. Man umschmeichelte, verwöhnte sie; die vornehmsten

Damen wetteiferten miteinander, als sie eine Patin für ihr Töchterchen suchte. Frau de la Roche-Guyon erhielt den Vorzug. Truppenweise begab man sich zu ihr wie zum Lever der Favoritin des Königs. Man antichambrierte stundenlang bei ihr, wie zu Versailles in den Vorzimmern des Monarchen. Und als es gar bekannt wurde, daß sich die stolze Herzogin Athenais von Montespan bei ihr die „Schwarze Messe“ lesen ließ, wallfahrte man zu ihr, wie ganz Griechenland einst nach Delphi zum Orakel. Man behandelte sie als große Dame und ignorierte ihre pöbelhaften Manieren, ihre Trunksucht, ihr Keifen. Unternehmungsgeist besaß dies Weib, das muß man ihr lassen; sie half Fabriken gründen und beteiligte sich an großen industriellen Unternehmungen. Ihre Schwäche war die Alchimie, und so kam es, daß sie, in jener Zeit der Sport der Könige und Fürsten, alle Alchimisten unterstützte und tatsächlich den Alchimisten Vanens, einem Freund der Montespan und Chasteuil, durch ihre Hilfe ermöglichte, das Neusilber zu erfinden.

Louis de Vanens war trotz seiner Intimität mit der Favoritin Satansjünger und derart von seiner Mission als Teufelspriester und der Hilfe

Satans überzeugt, daß er statt auf dem Bauche einer Dirne in der Bastille die „Schwarze Messe" auf dem Bauche seines Hundes las. Er hoffte bis zuletzt, daß sein höllischer Herr und Meister ihn befreien werde. Wohl der beste Beweis, wie tief der Teufelsglaube in der Menschheit saß, und das nicht ohne Schuld der Kirche selbst, die den Teufel an alle Wände malte und mit solchem Eifer gegen ihn predigen ließ, als sei er der mächtigste Fürst dieser Welt und bei den Menschen mächtiger, als unser Herrgott selbst.

Herzogin und Satanistin.

Aus den Akten der Bastille geht hervor, daß die Voisin, ehe sie sich als Wahrsagerin niederließ, mit den Professoren der Sorbonne über astrologische Fragen disputierte, die Kunst, aus den Linien der Hand und des Gesichtes wahrzusagen. „Mit ihrer Behauptung, daß ihre Kunst eigentlich auf Physiognomik beruhe," sagt Funck-Brentano, „sprach die Voisin die Wahrheit." Sie hatte gründliche Studien darüber gemacht. In ihren Akten finden wir eine Menge Notizen über diesen Gegenstand und eine Abhandlung über Physiognomik, die sich auf sechs

unumstößliche Prinzipien stützt: Die Wechselwirkungen zwischen Geist und Körper; die Beziehungen zwischen den vernünftigen und unvernünftigen Tieren; die Verschiedenheit der beiden Geschlechter; die Verschiedenheit der Nationen; das Wesen der Körper; die Verschiedenheit des Alters usw." Der Ruhm und der pekuniäre Erfolg der monströs gefährlichen, an die Locusta und die Mutter eines Nero erinnernden Devinesse waren gesichert, als Athenais de Montespan, Ludwigs XIV. stolze, kühne und herrisch schöne Geliebte, sie in ihrer Not erstmals konsultierte. Nach Herrn de la Reynie ging die schöne Marquise und spätere Herzogin bereits zur Voisin, als sie den Ehrgeiz in sich spürte, bei Hofe die Stelle der sentimentalen La Vallière einzunehmen und sie zu stürzen.

Reynie stützt sich auf das Zeugnis der Marguerite Monvoisin, die er für glaubwürdig hält. „Jedesmal, wenn Frau von Montespan", erklärte Marguerite, „um ihre Stellung fürchtete, kam sie zu meiner Mutter, die sofort Messen lesen ließ und Liebespulver für den König mischte." Vanens spielte hier den Zutreiber; er war es, der Frau von Montespan dem Satanismus in die Arme trieb.

Im Jahre 1667, bei Beginn ihrer Beziehungen zum König, aber noch zur Zeit der Herrschaft der La Vallière, ließ sie im Hause der Voisin die erste Satansmesse über sich, und zwar durch den schuldbeladenen Abbé Mariette von der Kirche Saint-Sulpice und im Beisein der Voisin, deren Tochter und Lesages lesen.

Die Montespan betete folgende Beschwörung: „Ich bitte um die Freundschaft des Königs und die des Herrn Dauphin; ich bitte, daß sie mir erhalten und daß die Königin kinderlos bleibe, daß der König ... die La Vallière verlasse, ihr keine Beachtung mehr schenke und daß ich, nachdem der König die Königin verstoßen, an ihre Stelle trete.“ Nun geschah das Wunderbare, Frau von Montespan teilte das Lager des Königs, der die büßende La Vallière verstieß; und im Jahre 1669 gebar sie dem König das erste der acht Kinder, die sie ihm schenkte. Die stolze Athenais war von der Macht der Beschwörungen felsenfest überzeugt. Nach jeder kleinen Szene mit dem unbeständigen König lief die eifersüchtige Favoritin zur Voisin.

Als jedoch Lesage und Mariette, welche die Voisin kalt stellen und sich den Löwenanteil sichern wollten, zu einer neuen Beschwörung die

Zauberin Duverger zuzogen, wußte sich La Voisin zu rächen. Sie denunzierte beide. Lesage und Mariette wurden im März 1668 verhaftet; mit Mühe rettete die Herzogin von Vivonne, eine Schwägerin der Montespan und selbst eifrige Adeptin, sowie die angesehene Verwandtschaft Mariettes dem Zauberer und dem Teufelspriester das Leben. Lesage kam auf die Galeere, Mariette wurde verbannt. Die Herzogin, die natürlich keine Ahnung davon hatte, von welcher Seite die anonyme Denunziation erfolgt war, verließ Paris auf einige Zeit. Der König verzieh ihr bald nachher und ließ die sie bloßstellenden Aussagen der Zauberer verbrennen. Im ganzen Vorgehen der Herzogin erblickte er anfänglich mit innerem Behagen nichts als den Irrtum einer rasenden Leidenschaft einer schönen Frau, die seinem Stolz schmeichelte. Er erhob dankbar Frau von Montespan zur Herzogin und zur offiziellen Favoritin.

Die Herzogin schwur jetzt nur noch auf die Voisin, die geschickt mit dieser Verbindung Reklame für sich machte, Frau von Montespan wurde der Mittelpunkt des Hofes und glaubte, es durch die Hilfe der Voisin geworden zu sein. Sie war der Schrecken der Minister und Generale,

wie Saint-Simon erzählt, die Geißel des ganzen Adels, welcher sein Glück im Schatten des Thrones suchte, nicht bloß, weil sie in den schwachen Stunden Ludwigs XIV. das Szepter führte, sondern mehr noch, weil sie bei natürlicher Grazie das unerreichte Vorbild eines eigentümlichen feinen Tones war, weil sie durch ihren Geist zu gebieten und durch ihren Witz zu verwunden verstand. Was trieb nun diese stolze Dame, der die Welt zu Füßen lag, im Dunkel der Nacht in die Höhle der Zauberin, wo sie ihre Würde vergessend, sich den Blicken eines alten, lüsternen Priesters und die Schönheit ihres wunderbaren Leibes, der die Sinne eines verwöhnten Königs entflammte, seinen geifernden Küssen preisgab? Was trieb diese Göttin dahin, wie sie einer ihrer Biographen nennt, der von ihr sagt: Sie war von wunderbarer Schönheit, die schönste Frau von Frankreich; aber leidenschaftlich, hochmütig, boshaft und eigensinnig; sie nahm sich heraus, den Sonnenkönig, vor dem Europa zitterte, unter ihren kleinen Pantoffel zu zwingen, und zwar mit Hilfe verbrecherischer, abergläubischer Mittel. Sobald sie Gefahr witterte, wie bei der Fontanges, eilte sie, sich mit dem Blute des Opfers zu besudeln, das

der alte, schielende Nachfolger Mariettes, Abbé Guibourg zu Ehren des Teufels opferte.

Mit Hilfe von Marguerite entkleidete sie sich und legte sich auf den Altar. „Auf der einen Seite,“ sagt Legué, „hingen die Beine herab, auf der anderen ruhte der Kopf auf einem Kissen, welches ein umgekehrter Stuhl stützte. Der Abbé Guibourg setzte das Kreuz auf die Brust der Herzogin, breitete ein Altartuch auf ihren Leib aus und stellte dort den Kelch hin; darauf begann die gottlose Zeremonie, bei welcher Marguerite das Amt des Meßners versah. Bei den verschiedenen Phasen der Messen, bei denen der Zelebrant den Altar küssen muß, küßte der Satanspriester den wunderbaren Körper der stolzen Favoritin, deren Herz nicht zuckte, wenn der satanische Pfaffe irgendeinem neugeborenen, für diesen Zweck gekauften Kinde den Hals durchschnitt, um sein Blut mit der geweihten Hostie zu durchtränken, deren Entweihung den Teufel beschwor. Während Guibourg den fürchterlichen Kelch hochhielt, sprach die Herzogin ihr Gebet, das diesmal mit den Worten schloß: . . . ‚que cette amitié redoublant plus que par le passé, le Roy quitte et ne régarde Fontanges et que la Reine

etant répudiée, et je puisse épouser le Roy.‘“

„Die Tochter der Voisin“ — schreibt La Reynie — „gesteht, daß sie jeder Art von Messen, wie Guibourg sie auf dem Leib irgendeiner Person gehalten hat, anwohnte. Sie selbst habe auch wiederholt für Frau von Montespan und an deren Stelle den Altar gebildet. Bei den Messen, welche sich Frau von Montespan hatte lesen lassen, wurde jedesmal ein Kind abgeschlachtet. Als ich älter wurde, erzählte Marguerite, zog mich meine Mutter zu diesen Messen zu. Ich sah, daß die Dame ganz nackt auf der Matratze lag, welche den Altar bildete, den Kopf nach hinten gebogen; die Beine hingen herab. Diese Dame war Frau von Montespan. In der Opferung wurde ein zu früh geborenes Kind, das man in einen Trog gelegt, hergebracht. Guibourg tötete es, goß das Blut in einen Kelch und weihte es mit der Hostie.“ Diese erfolgreiche Beschwörung galt der Beseitigung der neuen Favoritin Frau von Luders. Guibourg bestreitet die Öffnung des Kindes; er habe es vielmehr geöffnet vorgefunden; das Herz habe er aufgeschnitten, um dessen „Blut zu erhalten, und dieses habe mit einigen Stücken der Hostie

die Dame mitgenommen, auf deren Körper er die Messe gelesen und die er stets für Frau von Montespan gehalten."

Es ist erwiesen, daß die Voisin mit Hilfe von ihr bestochener Bedienten alles erfuhr, was in den Familien ihrer Klienten passierte, die sich nicht wenig darüber entsetzten, daß die Zauberin Kenntnis von den intimsten Familienskandälchen hatte. Außerdem schien sie die Tricks moderner Spiritisten und antispiritistischer Zauberkünstler gekannt zu haben, denn sie zitierte mit Hilfe von Spiegeln und Lesages veritable Geister. Der tapfere Marschall von Luxemburg, dem sie den Teufel erscheinen ließ, ging diesem zu Leibe. Der Teufel fiel auf die Knie und bat flehentlich um sein Leben, indem er den Schwindel eingestand. Das hielt allerdings den alten Haudegen nicht ab, an den Sunnamitismus der Hexe und die Zauberkräfte ihrer Verjüngungspomade zu glauben, mit der die Betrügerin so gute Geschäfte wie mit ihrem Erbschaftspulver machte. Sie hatte den diabolischen Witz, den Alten ihre Verjüngungspomade zu verkaufen, denen ihr Erbschaftspulver dann die endliche Verjüngung brachte; auch eine — Homöopathie!

Noch verließ das Glück die Herzogin nicht; ihre Rivalin wurde in ein Kloster geschickt, als die Geburt eines Kindes ihre Schönheit vernichtete. Athenais, die aus jedem Wochenbett strahlend schöner hervorging, triumphierte. Sie beherrschte den König derart, daß ihr anfänglich sogar die Chambre ardente und die über die Zauberinnen und Hexenpriester von Paris hereingebrochene Sintflut nichs schadete; selbst die Hinrichtung der Voisin sowie deren Geständnisse erschütterten nicht ihr Amt, das alle Fürsten Europas zum Schaden ihrer Völker einzuführen für Pflicht der Repräsentation hielten.

Am 20. Februar wurde die Voisin hingerichtet; sie starb wie die Brinvilliers als Heilige. Athenais atmete auf; sie war allerdings damals gewissermaßen à la suite gestellt; der König, der sie im stillen zurückersehnte, weil sie in der äußeren Politik ihm unentbehrlich, weil sie es war, die mit ihm den Höhepunkt seines Glückssternes erlebt, dessen Niedergang er in den Armen einer Frau spürte, deren Reize ihn nicht belebten. Der Satanismus der Herzogin von Montespan fehlte ihm, der das Volk verlachte, das murrte; der ihm Taten suggerierte, die alles vor ihm erzittern ließ.

Die Montespan ist die mächtige Protektorin eines Louvois gewesen, der nicht umsonst ihren Sturz dadurch zu vereiteln trachtete, daß er, als der bigotte König die Maintenon heiraten wollte, sich Ludwig zu Füßen warf und rief: „Wie, Sire, Sie, der größte Monarch auf Erden, wollen die Witwe Scarron heiraten! Töten Sie mich, und ich werde sagen, daß Sie sich entehren.“ Athenais vertraute eben ihren Satansmessen; hätte sie ihrem Teufelsgebet doch den Satz zugefügt: „Lasse den König nicht bigott werden!“, würde sie uns bewiesen haben, daß ihre Biographen sie mit Recht als Menschenkennerin rühmten. Die Witwe Scarron erreichte durch grobe Bußpredigten, zu denen sie als frühere Ehedirne allen Beruf hatte, bei dem alternden, bigotten König das, was die Montespan seit der Stunde nicht mehr erreichen konnte, als ein Jesuit vor dem Hofe in der Kirche dem König zurief: „Du bist wie David, als er das Weib des Urias nahm!“ Der König schlug damals seiner Geliebten unter Tränen vor, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Athenais, gewöhnt zu herrschen und zu siegen, erkannte die Gefahr nicht, und um nach außen hin zu verblüffen, gewann sie ihren Kindern die

frömmelnde Erzieherin, die später über sie triumphieren sollte. Vielleicht Europa zum Glück, denn Frau von Maintenon war es, die Louvois durch Gift beseitigte. In Frau von Pompadour fand Athenais eine gelehrige Schülerin, und Maria Antoinette wandelte, leider, als es zu spät war, ihre Bahn, nur war Ludwig XVI. kein Sonnenkönig, dessen Größe nur Athenais miterlebte, während Frau von Maintenon an seiner Seite im Vorgefühl von 1793 ihre zweifelhaften Triumphe feierte.

Der Satanismus dieser Frau, die wußte, daß sie die schönste der Welt war, ist mir erklärlich. Ihr Mann, den sie um des Königs willen verließ, liebte sie so rasend, daß er sie und Ludwig verfolgte. Die „Lizentiaten" jener Zeit hetzten ihn auf, in die von Athenais und dem König gewünschte Ehescheidung nicht zu willigen; Marquis Montespan scheute kein Mittel, um sich und den König zu blamieren. Man verweigerte ihr einmal die Absolution. „Ein Teilen mit Jupiter ist zwar nichts Entehrendes," wie Molière sagt, aber der Jupiter, dem der große Satiriker zur Hilfe eilte, jedenfalls von Athenais bewogen und aus Haß gegen die „Tartüffe", teilte zu oft, und das komplizierte die Sache.

Athenais hatte neben sich außer der Fontanges noch die Prinzessin von Soubisse, die hübsche Rochefort, eine Ahnfrau des blutigen Marquis, die Louvigny, Frau von Ludres u. a. m., über die Frau von Sévigny eine so reizend-boshafte Liste führt; das reine Ikaridentum der Töchter des Adels, dessen männliche Repräsentanten entweder Zuhälter oder Kuppler oder — beides waren!

Der Feudaladel, dem zuerst im Prozeß gegen die Templer die Flügel gestutzt wurden, dessen Macht schon Ludwig der Heilige brach, wurde durch Ludwig XIII. und Mazarin ruiniert, und durch Ludwig XIV. zum Schmarotzer entwürdigt auf Kosten des Volkes und im Schatten der Guillotine!

Der meist aus den jüngeren Mitgliedern der ersten Familien bestehende Klerus machte dies feudale Sardanapel, dies verschwenderische, ruinöse Treiben mit. Es gab bald so viele ruinierte Priester, daß jeder und jede der vierhundert Zauberer und Devinesses einen Priester zur Verfügung hatte, der die Satansmessen zelebrierte. Dazu der Unfug des „männlichen Maitressentums", das sich so gut bezahlen ließ wie das weibliche. Jede Dame von Stand hielt

einen oder mehrere Liebhaber aus und ruinierte sich für sie. Neben den kostspieligen Opfern, die man Frau Venus darbrachte und der Mode gemäß darbringen mußte, spielte man hoch und leidenschaftlich. Von Frau von Montespan z. B. erzählte man sich, daß sie Weihnachten 1677 einmal zehn Millionen verlor und auf drei Karten dann wieder sieben Millionen gewann; ihr Durchschnittsverlust betrug täglich 1½ Millionen. Man informiere sich bei Casanova über die Spielwut jener Zeit. Kein Wunder, daß alle Welt die Alchimisten protegierte und der Satanismus auch in der Damenwelt um sich griff. Paris zählte damals etwas mehr als 300000 Einwohner und war der Zufluchtsort aller Abenteurer und Verbrecher. Bei der primitiven Beleuchtung war die Überwachung der Riesenstadt mit ihren vielen engen Gassen und Gäßchen unmöglich.

Hof und Satanismus.

La Reynie, den sein Amt gewiß abgestumpft hatte, war entsetzt, als er die Aussagen und Geständnisse der Voisin, Guibourgs, Lesages, der Delaporte, des Abbé Collon und des Abbé

Davot, eines Stellvertreters Guibourgs bei der Voisin u. a. hörte und miteinander verglich.

Welch ein Skandal und welche Verworfenheit enthüllte sich da dem gerechten Richter! Die verruchten Zeiten des kaiserlichen Roms unter dem verworfenen, wahnsinnigen Cäsaren aus dem claudinischen Hause, einer Locusta, Agrippina, Messalina und Poppäa Sabina schienen wiedergekehrt zu sein.

Da war nicht eine Dame bei Hofe und in der guten Gesellschaft, die nicht auf ihrem Leibe eine Satansmesse lesen gelassen und irgendeinen kleinen Giftmord auf ihrem Gewissen gehabt hätte. Selbst die schöne Herzogin von Orleans, eine Prinzessin von England, hatte bei der Filastre, nächst ihrer Cousine La Voisin die gefürchtetste Zauberin von Paris, eine Satansmesse gegen ihren Gemahl, den Bruder des Königs, lesen lassen.

Frau von Montespan trat nach der Verhaftung der Voisin mit der Filastre in Verbindung, überredete diese zur Vergiftung der Herzogin von Fontanges und ließ sich bei ihr Satansmessen lesen. La Voisin und die Zauberin gestanden ein, daß die Herzogin sie sogar einmal zur Vergiftung des Königs gedungen

hätte. Die Herzogin von Bouillon, die Prinzessin von Tingre, die Vicomtesse von Poliquae, die Herzogin von Gramont, die Gräfin von Soissons; die Mutter des Prinzen Eugen von Savoyen, Olympia Mancini, die erste Geliebte Ludwigs und Nichte Mazarins, die Gräfin du Rouvre waren der Satansmessen und des Giftmords und Giftmordsversuchs beschuldigt und flüchteten zum Teil, von dem König selbst gewarnt, ins Ausland. Der berühmte Marschall Herzog von Luxemburg wurde verhaftet und in die Bastille überführt unter der Anklage, den Teufel in einer Satansmesse beschworen zu haben, ihn von seiner Frau zu befreien.

Während Louvois im Interesse der Herzogin von Montespan die Sache vertuschen wollte — die Errettung der Herzogin gelang ihm bekanntlich, weil der König die „Mutter seiner Kinder" nicht hinrichten lassen wollte — tat La Reynie seine Pflicht. Er erstattete dem König selbst Bericht und bewog ihn zur Errichtung der „Chambre ardente", die am 10. April 1679 sich konstituierte, bis zum 21. Juli 1682 mit einer Unterbrechung von 7½ Monaten tagte, über das Schicksal von 442 Angeklagten entschied, 367 Verhaftungsbefehle erließ und

36 Todesurteile fällte. „Doch die Allerschuldigsten stellten sich als so hochgestellt heraus, daß deren Prozeß nicht eingeleitet werden konnte.“ Mit Recht stellt Funck-Brentano den Fall der Frau von Dreux für diese Epoche der „Schwarzen Messe“ und des zauberischen Giftmords als ebenso typisch dar, wie den der Herzogin von Montespan.

Frau von Dreux, die Gattin eines Parlamentsrats, war noch nicht 30 Jahre alt und von einer besonderen ätherischen Schönheit und bestrickendem Liebreiz. Sie liebte, wie die verurteilte Zauberin Joly vor Gericht erzählte, den als Don Juan berüchtigten Herzog von Richelieu so sehr, daß sie alle die Damen zu vergiften trachtete, denen er den Hof machte. Sie hatte außerdem Herrn Pajot und Herrn von Varennes u. a. m. vergiftet, einen ihrer Liebhaber sogar, weil sie, gefühlvoll und ätherisch, wie sie war, es nicht über ihr Herz bringen konnte, mit ihm zu brechen. Auch versuchte sie wiederholt, Frau von Richelieu und ihrem Manne den Tod anzuzaubern. „Diese sämtlichen Details wurden in Paris bekannt, wo sich die vornehme Welt, unglaublich in der Tat, höchlichst darüber amüsierte. Der Gatte wurde mit Spottgedichten

überhäuft, welche Frau von Sévigné in ihren berühmten Briefen ‚himmlisch amüsant' nennt. Frau von Dreux war in der Tat zu allerliebst — und zugleich die Cousine zweier Mitglieder der Kammer." Sie kam mit einem höflichen Verweis davon. Frau von Sévigné erzählt, daß Herr von Dreux, seine ganze Familie und Herr von Richelieu im Triumph abgeholt wurden, um dann von der ganzen Gesellschaft gefeiert und verhätschelt zu werden. Als Herr von Richelieu wiederum Seitensprünge machte, gab die reizende Teufelin sich in der Jesuitenkirche ein Rendezvous mit der inzwischen ihrer Haft entlassenen Joly, um irgend jemand zu vergiften, dem Herr von Richelieu Aufmerksamkeit schenkte. Die Unterredung wurde belauscht und die Joly verhaftet, während „die ätherische Schönheit" gewarnt wurde und ins Ausland fliehen konnte. Sie wurde in contumaciam prozessiert, wobei ihr Mann und ihr Liebhaber als ihre Verteidiger fungierten, und zur Verbannung verurteilt, ein Urteil, das der König zur Verbannung von Fontainebleau unter der Bedingung milderte, daß Frau von Dreux in Paris und mit ihrem Manne zusammenlebe.

Anna Marie von Mancini, die schöne, elegante Herzogin von Bouillon, damals 29 Jahre alt, war ebenfalls infolge der Aussagen der La Voisin vorgeladen worden, weil sie Satansmessen gefeiert und Gifte erhalten hätte, den Herzog zu vergiften, um ihren Geliebten, den Herzog von Vendôme, heiraten zu können.

Bei ihrer Vorführung und „Freisprechung" wiederholte sich die Szene der kleinen Dreux, rechts von der Herzogin ging ihr Liebhaber, links ihr Mann. Als La Reynie sie frug, ob sie bei den Zauberinnen den Teufel gesehen hätte, antwortete sie sarkastisch: Nein, aber ich sehe ihn jetzt; er trägt Ihre Robe, mein Herr!" Frau von Sévigné berichtet, daß sie von ihren Verwandten, Freundinnen und Bekannten voller Entzücken aus dem Saale hinausgeleitet wurde. Ludwig hielt mit Recht die Herzogin für schuldig und verbannte sie nach Nérac.

Der ganze Haß der Hofgesellschaft und der Schuldigen richtete sich nun gegen La Reynie und die Chambre ardente; auch Ludwig und sein Minister Louvois, der den vornehmen Angeklagten Auszüge aus den Akten zustellen ließ, arbeiteten gegen sie; erst gütlich, und als

das nicht half, kam ein Arrêt des Königs, der verbot, auf Aussagen zu reagieren, welche den Hof und die Herzogin von Montespan kompromittierten. So konnte der Angeklagte Lalande am 31. Juli 1681 schon dem Gerichtshof zurufen: „Unter dem Bettelvolk sucht Ihr, weil Ihr nicht weiter oben suchen dürft!“ Die Kammer war kurz vorher, nach ihrer Suspendierung vom 1. Oktober 1680, wieder zusammengetreten. Diese Sistierung erfolgte ebenfalls auf Befehl des Königs, als am 1. Oktober 1680 die Filastre und Abbé Collon unter der Folter angesichts des Todes bekannten, aus welchen Gründen die Herzogin von Montespan und andere vornehme Damen ihre Hilfe erkauft hätten. „Von nun an kam es zum offenen Kampfe zwischen dem Polizeipräsidenten La Reynie einerseits und den Ministern, die von sämtlichen Damen und Herren vom Hofe unterstützt wurden.“ De la Reynie wehrte sich; in seinen Memoiren heißt es, daß er in einer mehrstündigen Rede den König bewog, aus Gründen der Gerechtigkeit die Suspendierung der Kammer wieder aufzuheben. Der König stellte jedoch die Bedingung, daß die Folterprotokolle, soweit sie den Hof angingen,

zu unterdrücken seien. Das führte zu Unzuträglichkeiten und neuen Konflikten, so daß der König sich entschloß, die Kammer ganz aufzulösen, was mit Ausnahme La Reynies alle Mitglieder der Kammer aufatmend begrüßten.

Der König verzichtete auf die Vollziehung der bereits erkannten Todesstrafe gegen die todwürdigsten Verbrecher, La Reynie spricht von 147 Gefangenen, befahl jedoch ihre lebenslängliche Internierung in Festungen. Louvois dekretierte dann noch, daß jeder von ihnen zur größeren Sicherheit an eine der Mauer einzufügende eiserne Kette zu legen sei. Die gefährlichsten der Angeklagten — Guibourg, Galet, Romani, wurden nach Besancon verbracht, woselbst Guibourg schon nach drei Jahren starb. Seine Konkubine Chanfrain, die drei ihrer Kinder zu Zwecken der Satansmessen geopfert und selbst den Altar dabei machte, wurde mit 13 anderen Zauberinnen nach André-de-Salins verbannt. Die Giftmischerin Chappelain, eine Vertraute der Filastre, kam mit der Zauberin Guesdon nach Villefranche, wo sie erst nach vierzig Jahren starb. Die Zauberinnen Delaporte, Marguerite Voisin, Poulain, Pelletier, Leroy wurden in der Zitadelle von Belle-Isle-en-mer interniert.

Die Transporteure hatten folgende Order Louvois' an die betreffenden Kommandanten bei sich: „Da der König es für ratsam erachtet, einige der Personen, welche kraft der Beschlüsse der Kammer, die über die Vergiftungsangelegenheit zu richten hatte, festgenommen, in das Schloß (so und so) zu schicken, ist mir Befehl erteilt worden, Sie wissen zu lassen, daß es sein Wunsch und Wille ist, daß in dem besagten Schloß je sechs dieser Personen in festem Gewahrsam gehalten werden, und soll eine jede von ihnen einen Strohsack auf ihrem Platze angewiesen bekommen, und an einer Hand oder an einem Fuße vermittelst einer Kette, die an der Mauer festgeschmiedet, aber noch lang genug ist, um sie nicht am Liegen zu hindern, festgemacht werden. . . . Sie haben dafür Sorge zu tragen, daß diese Räume an einem Ort sind, wo das, was die Leute unter sich sprechen, nicht gehört werden kann."

Schlußwort.

Die Strafe der Satanisten war, wenn wir berücksichtigen, wie unsere Lebenslänglichen behandelt werden, immerhin hart genug.

Flagranter waren allerdings die Rechtsbeugungen des Königs, obschon er neben privaten Gründen auch Gründe politischer Natur für sich anziehen konnte, denn die sensationellen Prozesse mit ihren schauderhaften Enthüllungen brachten tatsächlich das Land in Verruf, dem er vorbeugen mußte.

Die nächste Folge der Giftmordprozesse war das von La Reynie und dem Minister Colbert gemeinsam ausgearbeitete Edikt, welches den Verkauf und die Fabrikation von Giftstoffen aufs schärfste regelte und noch heute in Frankreich teilweise in Kraft ist. Den Zauberern, Alchimisten und Wahrsagerinnen wurde der Aufenthalt in Frankreich verboten, die Geschichte Cagliostros und der Prophetin Lenormand erweist es, mit welchem geringen Erfolg. Der Satanismus saß zu tief im Leichtsinn der Gesellschaft, als daß er durch Gesetze auszurotten war; „Erbschaftspulver“ waren noch unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. sehr gesuchte Artikel, vor denen alles zitterte; erst als die Chemiker das Mittel entdeckten, in den Leichen die Spuren der Gifte herauszufinden, war das wirkliche Gegengift gegen den „schleichenden Schrecken“ gefunden.

Die Herzogin von Montespan, „die größte und schönste Satanistin ihrer Zeit“, ging erst am 15. Mai 1691, nachdem sie das Martyrium aller abgesetzten Favoritinnen des großen Königs bis auf die Neige gekostet, in das von ihr gegründete Kloster, um dort ihrer Buße zu leben. „Sie trug beständig Armspangen, Gürtel und Strumpfbänder mit eisernen Zacken, Hemden der gröbsten Sorte.“ Am 27. Mai 1707 starb die große Satanistin, mit Gott und den Menschen versöhnt; der Teufel sah sich wiederum betrogen. Das epidemische Giftgeben, an dem er sein Wohlgefallen haben mochte, hörte auf; die Zahl der Teufelspriester verringerte sich; — nur der Satanismus bestand ungebrochen, in anderer Form zwar, aber in werbender Kraft dennoch weiter in Frankreich fort bis in unsere Tage hinein, wo er, wie zahlreiche Zeugen bestätigen, neben dem Spiritismus als Stimulans gegen die Langeweile zur Mode wurde*, und zwar mit den Emblemen der alten Satansmessen, allerdings ohne die rituellen Kinderopfer der Voisin, des Abbé Guibourg, des Abbé Mariette,

---

* Vergleiche „Aberglaube aller Zeiten“, Band 6: Satanismus und Teufelsglauben in der Gegenwart.

Cotton, Davot, des Abbé Tournet, der auf dem Greveplatze hingerichtet wurde wegen Ruchlosigkeiten und Kirchenfrevel, sowie wegen Lesung einer Satansmesse auf dem Leibe eines jungen vierzehn- bis fünfzehnjährigen Mädchens, die er im Verlauf der Opferung „connut charuchlement“. Die modernen Satansmessen sind mehr im Sinne der Teufelsmessen des Abbé Beccarelli, der die Teilnehmer „hosties aphrodisiatiques“ schlucken liess, also ganz im Geiste der „Ketzer im Fleisch“, der Adamiten und Kainiten. . . .

